



Studienabschlussarbeiten

Sozialwissenschaftliche Fakultät

Schönewolf, Carolin:

Leben in der Blase

Die Arbeits- und Lebenswelt von Saisonarbeiter/innen
in einem Tiroler Alpendorf am Beispiel der Skilehrer und
Skilehrerinnen

Masterarbeit, Sommersemester 2015

Gutachter: Unger, Hella von

Sozialwissenschaftliche Fakultät
Institut für Soziologie
Soziologie

Ludwig-Maximilians-Universität München

<https://doi.org/10.5282/ubm/epub.27092>

Ludwig-Maximilian-Universität München
Sozialwissenschaftliche Fakultät
Institut für Soziologie

Masterarbeit

**„Leben in der Blase“
Die Arbeits- und Lebenswelt von Saisonarbeiter/innen
in einem Tiroler Alpendorf
am Beispiel der Skilehrer und Skilehrerinnen**

Verfasserin: Carolin Christine Schönewolf, B.A.

Studienrichtung: Soziologie/Gender Studies

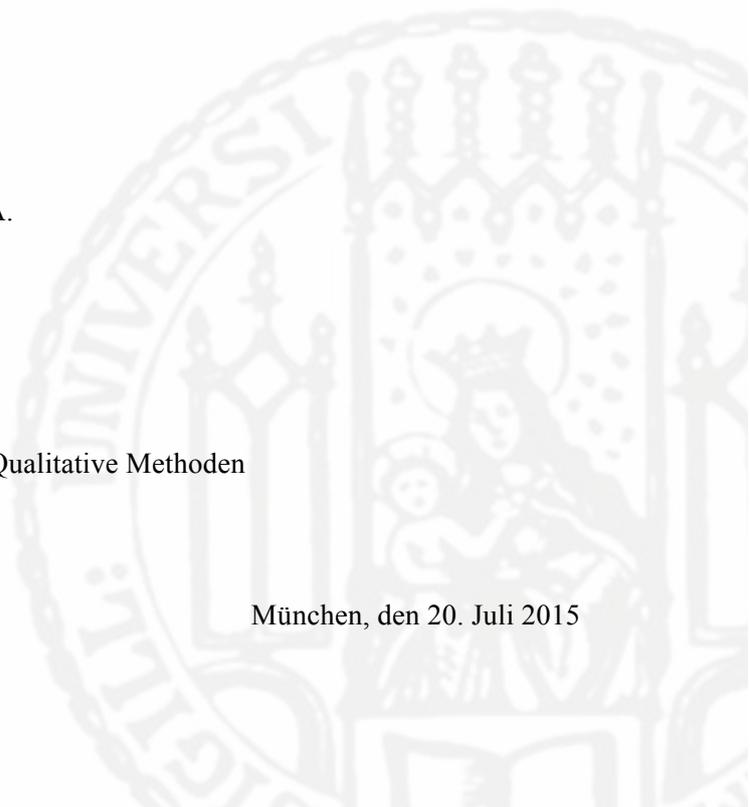
Matrikelnr.:

E-Mail:

Betreuerin: Prof. Dr. Hella von Unger

Lehr- und Forschungsbereich für Qualitative Methoden
der empirischen Sozialforschung

München, den 20. Juli 2015



Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----------|
| Abstract..... | 5 |
| 1. Einleitung..... | 6 |
| 2. Stand der Forschung..... | 7 |
| 2.1 Saisonarbeit und Arbeitsmigration..... | 7 |
| 2.2 Vorstellung des Forschungsinteresses | 9 |
| 3. Der lokale Kontext | 10 |
| 3.1 Die Gemeinde Sankt Anton am Arlberg..... | 10 |
| 3.2 Die Skischule | 12 |
| 4. Fragestellung des Forschungsvorhabens | 12 |
| 5. Soziologische Konzepte: Gemeinschaft und Lebenswelt..... | 14 |
| 5.1 Der klassische Gemeinschaftsbegriff | 14 |
| 5.2 Posttraditionale Gemeinschaften | 15 |
| 5.3 Lebenswelt..... | 19 |
| 6. Methodologie und Methode | 22 |
| 6.1 Ethnographie..... | 22 |
| 6.1.1 Feldzugang | 24 |
| 6.1.2 Teilnehmende Beobachtung..... | 25 |
| 6.1.3 Das Erhebungsinstrument: Die Forscherin im Feld | 27 |
| 6.1.4 „going native“ und „coming home“ | 28 |
| 6.1.5 Theoretisches Sampling | 29 |
| 6.1.6 Interviews | 30 |
| 6.1.6.1 Die Interviewpartner/innen..... | 31 |
| 6.1.7 Visuelle Daten – Photographie..... | 32 |
| 6.1.8 Auswertungsmethoden | 33 |
| 6.1.8.1 Die Auswertung der schriftlichen Daten..... | 33 |
| 6.1.8.2 Die Auswertung der visuellen Daten..... | 35 |
| 6.2 Gütekriterien..... | 35 |
| 6.3 Forschungsethik..... | 36 |
| 7. Ergebnisse..... | 37 |
| 7.1 Die räumlichen und strukturellen Rahmenbedingungen | 37 |
| 7.1.1 Die dorfbaulichen Strukturen | 37 |

| | |
|--|-----------|
| 7.1.2 Eine Saison, viele kleine Saisonen..... | 39 |
| 7.1.3 Die Normalitätskonstruktionen | 42 |
| 7.1.4 Das positive Eingesperrt-Sein | 44 |
| 7.1.5 Zusammenfassung | 46 |
| 7.2 „What the hell is going on here?“ | 46 |
| 7.2.1 Nach dem Skifahren ist vor dem Après Ski | 47 |
| 7.2.2 „Es gibt nichts, was es nicht gibt.“ | 51 |
| 7.2.3 Zusammenfassung | 54 |
| 7.3 Die Diskrepanzen im Leben der Skilehrer/innen | 54 |
| 7.3.1 Die Erwartungen und die eigene Verwirklichung | 55 |
| 7.3.2 Die Symbolik der Gleichheit und Abgrenzung | 58 |
| 7.3.3 Die kontrollierte Privatsphäre | 60 |
| 7.3.4 Zusammenfassung | 63 |
| 7.4 Die Philosophie der Skilehrer/innen | 63 |
| 7.4.1 Die Motivation zum Beruf | 64 |
| 7.4.2 „A season is just a chapter“ | 66 |
| 7.4.3 Zusammenfassung | 68 |
| 8. Diskussion | 69 |
| 9. Schluss..... | 72 |
| Literaturverzeichnis | 74 |
| Eigenständigkeitserklärung | 81 |
| Übersicht über den Anhang auf CD-Rom | 82 |

Abbildungsverzeichnis

| | |
|--|----|
| Abbildung 1 Après-Ski Bar..... | 48 |
| Abbildung 2 Der Weg zum Après Ski..... | 48 |
| Abbildung 3 Verhüllen und Entkleiden..... | 49 |
| Abbildung 4 Der nackte Mann..... | 49 |
| Abbildung 5 Die Ruhezone..... | 49 |
| Abbildung 6 Der Weg ins Dorf..... | 50 |
| Abbildung 7 Hoppel und Kiki..... | 52 |
| Abbildung 8 Die Kinderskischule..... | 52 |
| Abbildung 9 Die Straßenpylonen..... | 53 |
| Abbildung 10 Erwartungen an die Schneesportlehrer/innen..... | 55 |
| Abbildung 11 Warten..... | 57 |
| Abbildung 12 „Have a nice day“..... | 57 |
| Abbildung 13 „We are the World“..... | 59 |
| Abbildung 14 Ein Zimmer im Skilehrerhaus..... | 61 |
| Abbildung 15 "No Skis in the House"..... | 62 |

Alle Fotos: Schönewolf 2015

Abstract

Die lebensweltliche Ethnographie versucht, das Erleben der saisonalen Arbeit und die sich daraus ergebende Lebenswelt der Mitglieder zu rekonstruieren. Im Ort des Geschehens Sankt Anton am Arlberg in Österreich wurde die Lebenswelt der Saisonarbeiter/innen beispielhaft anhand der Skilehrer/innen untersucht. Die in der Wintersaison 2014/15 erhobenen Daten setzen sich aus teilnehmender Beobachtung, Interviews und visuellen Daten zusammen. Es zeichnet sich ein Bild einer von den Mitgliedern als isoliert wahrgenommenen Lebenswelt (als eine „Blase“), die dem klassischen Lebens- und Bildungsweg gegenüber gestellt wird. Dem Eintritt in diese Lebenswelt geht zumeist eine Individualisierung aus strukturellen Vorgaben und Erwartungen in der jeweiligen Heimat voraus, welche von einer Vergemeinschaftung mit anderen Saisonarbeiter/innen in Sankt Anton gefolgt wird. Die Gemeinschaft löst sich nach Ende der Saison wieder auf. Trotz des ländlichen geographischen Raumes konnte die Form der Vergemeinschaftung, entgegen der gängigen Verortung in urbanen Räumen, als eine post-traditionale Gemeinschaft identifiziert werden. Die Forschung weist auf die Notwendigkeit hin, alternative Lebensformen und Formen der Vergemeinschaftung fern ab von urbanen Räumen und unabhängig von nationalen Grenzen zu denken.

The ethnographic study aims to reconstruct the experience of seasonal work and the lifeworld of the members. The lifeworld of the seasonal workers was explored using the example of ski instructors in Sankt Anton am Arlberg in Austria. The data, which was collected in the winter season of 2014/15, is a combination of participant observation, interviews and visual data. The members describe their lifeworld as isolated (“a bubble”) from the rest of society and as an alternative to traditional path through life and classical course of education. The entrance to this lifeworld is preceded by an individualisation whereby the participants left structural standards and expectations from their particular origin. Once they joined the lifeworld of seasonal workers in Sankt Anton, they experience the belonging to an alternative community. The community dissolves at the end of the winter season. Despite the usual focus of studies of posttraditional communities in urban spaces, the community of St. Anton can nevertheless be conceptualized as a posttraditional community even though it is located in a rural area. The research in this field points out the necessity to conceptualize alternative lifestyles and communities far away from urban areas and beyond national borders.

1. Einleitung

Sobald zu Beginn des Winters in den Alpen der erste Schnee fällt, öffnen die Skiresorte ihre Pforten für den Wintertourismus. Von nun an strömen Touristen aus der ganzen Welt in die kleinen Alpendörfer, um dort ihren Winterurlaub zu verbringen. Neben den vielen Tausend Gästen benötigt das Geschäft mit dem Schneesport Saisonkräfte, die in den Wintermonaten ihre Dienste zur Verfügung stellen. „Penner im Tiefschnee“ titelt Die Zeit im März 2015 und bezieht sich damit spaßhaft auf die Eigenbeschreibung der Saisonkräfte, die sich „Skibums“ nennen. Meist junge, Anfang 20-Jährige Skandinavier, Engländer, Holländer, Deutsche und vereinzelt fern Angereiste ermöglichen sich durch die Arbeit im Tourismusgeschäft eine Saison in den Winterurlaubsorten. Sie arbeiten als Tellerwäscher/innen, Schneeschaufler/innen, Babysitter/innen, Türsteher/innen, Burgerbrater/innen oder Skilehrer/innen. Scheinbar all das, um sich das teure Hobby des Schneesportes leisten zu können und einen festen Platz in den, von Urlaubern überschütteten Alpendörfern zu ergattern. Für fünf Monate und so lange der Schnee nicht geschmolzen ist, teilen die Saisonarbeiter/innen ein zu Hause, eine Leidenschaft, einen Lebensweg. Wenn der Sommer kommt, lässt sich in den meisten Orten von all dem nichts mehr erahnen. Der Tourismus geht zurück und damit auch die vielen Saisonkräfte, die im Sommer nicht mehr benötigt werden.

Das Ziel dieser Forschungsarbeit ist es, eine soziologische Perspektive auf die Lebenswelt der Saisonarbeiter/innen in einem der wintertourismusgeprägten Alpendörfer zu eröffnen. Der Forschungsstand zeigt, dass es sich bei den Saisonarbeiter/innen, die beispielhaft an den Skilehrer/innen betrachtet werden, um eine von der Soziologie bisher weitgehend unbeachtete Gruppe handelt. Um dem Prinzip der Erkenntnistheorie zu folgen, wurde von einer hypothesengeleiteten Datenerhebung abgesehen und mit einem empiriegeleiteten und offenen Zugang gearbeitet. Der theoretische Fokus wurde auf Formen der Vergemeinschaftung und auf Konzepte der Lebenswelt gelegt. Die lebensweltliche Ethnographie setzt sich aus einer triangulierten Datenerhebung von teilnehmender Beobachtung, Interviews und visuellem Material zusammen. Das Datenmaterial wurde in Anlehnung an die Grounded Theory analysiert und ausgewertet. Einerseits ermöglichen die Ergebnisse durch Erzählungen des Erlebten und Beobachteten ein Eintauchen in die Lebenswelt der Skilehrer/innen. Andererseits werden die der Lebenswelt innenliegenden Relevanzstrukturen und Sinngebungen aufgezeigt, besprochen und hinterfragt. Zudem zeigt insbesondere der Bezug der Ergebnisse auf soziologische Konzepte zu Formen der Vergemeinschaftung neue Erkenntnisse, an die angeknüpft werden kann.

2. Stand der Forschung

2.1 Saisonarbeit und Arbeitsmigration

Saisonarbeit und Arbeitsmigration sind Themen unterschiedlicher Kontexte und werden im wissenschaftlichen Diskurs von vielseitigen Perspektiven beleuchtet. Ein Blick auf aktuelle sowie auf ältere Studien lässt aufgrund der vielfältigen Ausarbeitung vor allem einen Bereich hervortreten. Saisonarbeit und Arbeitsmigration sind immer auch ein politisches Thema, weshalb sich insbesondere Integrations- und Migrationspolitik mit dieser Thematik auseinandersetzen.

Katja Lindner veröffentlichte zu diesem Thema 2014 beispielsweise eine Studie mit dem Titel „Temporärisierung internationaler Arbeitsmigration in die EU zur Saisonarbeiterrekrutierung und zirkulären Migration sowie deren sozialen Konsequenzen am Beispiel Spaniens“. Hierbei geht es vor allem um die staatlich und unternehmerisch angestrebte zeitliche Begrenzung der Beschäftigung und des Aufenthalts der Arbeitsmigrant/innen. Das Hauptaugenmerk liegt auf der Perspektive der Unternehmer/innen und der nationalstaatlichen Migrationspolitik.

Eine weitere, ebenfalls die Politik thematisierende Studie von Dariusz Niedzwiedzki bezieht sich auf polnische Arbeitsmigranten und Pendler, die aus „zurückgebliebenen“ Gebieten oder aus, von gesellschaftlichen Aktivitäten ausgeschlossenen, sozialen Milieus stammen. (Niedzwiedzki 2012) Fokus dieser Studie ist jedoch weniger die politische Ermöglichung, als vielmehr der Einfluss auf die europäische Identität durch die wachsende Migration.

Eine andere Studie, die sich ebenfalls auf saisonale Migration polnischer Arbeitskräfte bezieht, stammt von Carlotta von Bock und Polach. (von Bock und Polach 2011) Es wird aufgrund der schlechten Bedingungen, in die sich die Migrant/innen begeben, nach der Bedeutung des im polnisch-deutschen Migrationsraum aufgespannten Netzwerkes gefragt. Als Hauptinteressen lassen sich der Einfluss des Sozialkapitals, die Ursachen für die Beständigkeit der Arbeit und die verantwortlichen formalen und informellen Institutionen identifizieren. Dazu wurden die Ressourcen (Information, materielle Unterstützung, soziale Geborgenheit, etc.), die Rechte und Pflichten und die daraus resultierenden individuellen Nutzen der Saisonarbeiter/innen betrachtet. Diese Arbeit erstellt somit nicht nur eine geschichtliche und rechtliche Rahmung, sondern nimmt zudem eine Netzwerkanalyse vor. Insbesondere das, was von Bock und Polach als „Ressourcen“ betitelt, wird in dieser Studie ebenso eine bedeutende Rolle spielen.

Studien wie diese und andere (z.B. Grochowska 2011) gründen sich zumeist auf der politischen Dimension der Thematik und bewegen sich anschließend in verschiedene Richtungen,

wie beispielsweise die rechtlichen Rahmenbedingungen, die Folgen für das Herkunftsland, die nationale Identität oder das Netzwerk der Arbeiter/innen.

Eine andere Dimension wird von Marianne Schmidbaur (2014) aufgegriffen, die nach der Herstellung und strukturellen Verankerung von Geschlecht in Bezug auf Saisonarbeit fragt. Dazu betrachtet sie die Rekrutierung sardischer Industriearbeiterinnen in einem hessischen Großunternehmen.

Studien, die den Fokus weniger auf die (Saison-)Arbeit und die politischen Gegebenheiten legen, aber aufgrund ihres lokalen Kontextes als relevant eingestuft werden, lassen sich in den Kommunikationswissenschaften finden. Kurt Luger zum Beispiel erstellte 2001 mit „Alpenrap und Cybersherpas“ eine kulturvergleichende Fallstudie in tourismusgeprägten Bergregionen in Österreich und Nepal. (Luger 2001) Er fragt danach, wie Modernisierungsfaktoren Prozesse des kulturellen Wandels und der kulturellen Identitäten beeinflussen. Dazu werden Lebensformen von Jugendlichen und die Herausbildung von Jugendkulturen betrachtet. Das Hauptinteresse liegt demnach nicht, wie in den zuvor vorgestellten Studien auf Politik, Recht oder Arbeit, sondern vielmehr auf den Lebensformen und den Formen der Vergemeinschaftung innerhalb des gewählten Ortes.

Eine weitere nennenswerte Studie im Kontext dieser Arbeit stammt aus dem Jahr 1973 und wurde von Peter Scheiber anhand quantitativer und qualitativer Befragungen und Interviews durchgeführt. (Scheiber 1973) Es handelt sich dabei um eine Betrachtung der sozialen und wirtschaftlichen Umstände von Skilehrer/innen, die versucht die Geschichte und Gestalt der Skilehrer umfangreich zusammenzufassen. Ziel dieser Studie war, auch aufgrund der hauptsächlich quantitativen Vorgehensweise, weniger die Ergründung der Lebenswelt der Skilehrer/innen bzw. Saisonarbeiter/innen als vielmehr ein Bericht über die sozialen und wirtschaftlichen Probleme dieses Berufes.

Die Studie „Mythos: Ski- und Snowboardlehrer. Helden oder Sozialversager?“ von Florian Spendlingwimmer (2007) brachte zunächst die Auswahl meiner Thematik im Rahmen dieser Arbeit ins Wanken. Bei eingehender Lektüre wurde klar, dass es doch noch Forschungsbedarf gibt. Spendlingwimmer führte, mit dem Ziel die Lebenswelt der Ski- und Snowboardlehrer zu ergründen, teilnehmende Beobachtungen sowie qualitative und quantitative Interviews durch. (Spendlingwimmer 2007) Dazu beschreibt er den Alltag, den Unterricht und die „Kultur“ der Ski- und Snowboardlehrer und entwirft zudem eine Typologie.

Das mit theoretischen Querverweisen reich gefütterte Werk setzt sich außerdem das Ziel mit dem „Klischee“ über Ski- und Snowboardlehrer aufzuräumen. Schon im Vorwort und der Einführung in die Thematik deutet sich an, was die Lektüre des gesamten Werkes bestätigt:

Es handelt sich nicht nur um die Reproduktion von angeblich existierenden Klischees und Geschlechterrollen, sondern auch um eine, im wissenschaftlichen Kontext nicht voll überzeugende, Ausführung von Verallgemeinerungen und Vorwegnahmen.

Neben dieser kritischen Einschätzung der Lektüre konnte zudem festgestellt werden, dass die (zwar sehr ausführlichen und umfangreichen) Ausführungen des Autors nicht der Frage, welche zu Beginn gestellt wurde, nachgehen. Es handelt sich hierbei nicht um die Ergründung der Kultur oder gar der Lebenswelt der Skilehrer/innen, sondern um eine zutiefst von persönlichen Einschätzungen geprägte Beschreibung des Skilehrerberufs und -lebens.

Bei einer weiteren, im Kontext dieser Arbeit sehr relevanten Studie, handelt es sich um eine psychographische Untersuchung posttraditionaler Gemeinschaften in ländlichen Gebieten. Franz Liebl und Claudia Nicolai (2008) kombinierten dazu die Methoden der soziographischen Kartierung und der narrativen Interviews. Die Ergebnisse sind nicht nur insofern spannend, als dass sie ethnographische Methoden mit der theoretischen Rahmung der soziologischen Konzepte der Lebenswelt und Gemeinschaft kombinieren, sondern auch da sie die sonst eher als urbanes Phänomen angesehene Existenz von posttraditionalen Gemeinschaften und Szenen auch im ländlichen Gebiet identifizieren.

2.2 Vorstellung des Forschungsinteresses

Derzeit existieren verschiedene Theorien und Studien zu dem Thema der Saisonarbeit aus den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Kontexten. Wie der keineswegs umfassende, im Hinblick auf den Umfang dieser Arbeit jedoch kurz gehaltene, Ausschnitt des Forschungsstands zeigen konnte, legt ein Großteil der Ausführungen den Fokus auf politische Aspekte von Saisonarbeit und Arbeitsmigration. In anderen Bereichen, wie beispielsweise den Kommunikationswissenschaften, finden sich Ausführungen zu Lebensformen in Berggebieten unter Modernisierungsfaktoren. Die Soziologie wiederum bietet Studien zu spezifischen Berufen in Bergregionen wie den des/der Skilehrers/in. In vielen Fällen wird zunächst danach gefragt, wie zum Beispiel der/die Skilehrer/in zu dem Beruf gekommen ist und was diesen Beruf auszeichnet.

Diese und ähnliche Fragen werden für meine Arbeit nicht den Antrieb darstellen. Das Interesse bezieht sich weniger auf die Art der Arbeit oder den Ausbildungsgrad eines/einer Skilehrers/in, sondern vielmehr auf das Erleben der saisonalen Arbeit und der sich daraus ergebenden Lebenswelt. Das Interesse entstand unter anderem aus eigener Erfahrung als Skilehrerin und der immer wieder auftretenden Frage: „What the hell is going on here?“ (vgl. Amann/Hirschauer 1997:20). Diesem Ort, der Konstellation aus Menschen, die Urlaub machen, Menschen, die arbeiten, um daran teilhaben zu können, dem Sport und den Festen, die

gefeiert werden, liegt etwas Einzigartiges zu Grunde, das mit dem bloßen Dasein und Mitmachen nicht erfasst und nicht erklärt werden kann. Fernab von Klischees über Skilehrer/innen, Après Ski und wohlhabende Touristen wollte ich in diese Welt eintauchen und sie von Innen heraus verstehen.

3. Der lokale Kontext

3.1 Die Gemeinde Sankt Anton am Arlberg

Die Gemeinde Sankt Anton am Arlberg¹ zählt 2539 Einwohner/innen, die sich auf drei Ortsteile verteilen (Volkszählung 2001). Die Einwohnerzahl ist in den letzten 100 Jahren schnell angewachsen und hat sich in dieser Zeit fast verdreifacht. Dementsprechend schnell ist auch die Zahl der Gästebetten auf 9.000 gestiegen. Im Jahr 2014 zählte die Gemeinde das erste Mal über 1 Million Übernachtungen. Nach eigenen Angaben dominiert der Tourismus „fast zu Gänze das Geschehen“ im Dorf². Unter dieser Entwicklung leidend, ist es hauptsächlich die Landwirtschaft, die stagniert.

Der erste Tourismus in St. Anton lässt sich schon im 19. Jahrhundert nachweisen und wurde fortan durch die Erfindung des Skilaufs vorangetrieben. Die Beheimatung skifahrerischer Berühmtheiten und die Gründung der ersten Skischule (1921) zogen noch mehr Touristen an. In der heutigen Zeit rühmt sich der Ort durch moderne Liftanlagen, hunderte kilometerlange Pisten, als Austragungsort von Skiweltmeisterschaften, Kongressen und wird als Mekka für Tiefschneefahrer gehandelt. Im Sommer zählt die Gemeinde hingegen nur einen Bruchteil der Wintertouristen.

Für schneesportbegeisterte Touristen bietet St. Anton, so suggeriert zumindest der mediale Auftritt der Gemeinde, ganz offensichtlich eine Menge Gründe an diesem Ort die Freizeit zu verbringen³. Zur Ermöglichung dieses Freizeiterlebnisses bedarf es Menschen, die nicht (nur) ihren Urlaub an diesem Ort verbringen, sondern auch arbeiten. Diese sind gegeben durch Einheimische, Zugezogene und saisonale Migrant*innen. Da St. Anton von Touristen hauptsächlich in den Wintermonaten aufgesucht wird, arbeiten viele der Bewohner (inkl. Einheimische und Zugezogene) in Abhängigkeit vom saisonalen Geschäft. Die zu verrichtenden Arbeiten unterscheiden sich stark in Art und Bezahlung der Arbeit. Insbesondere jüngere Generationen arbeiten in Berufen, die entweder keine oder nur eine kurze Ausbildung bedürfen, da die

¹ Auch im Montafon gibt es einen Ort namens „Sankt Anton“. Im Folgenden wird die verkürzte Version „St. Anton“ benutzt und meint damit immer Sankt Anton am Arlberg in Tirol.

² www.st-anton.at (Zugriff: 15.07.2015)

³ www.sanktantonamarlberg.com (Zugriff 15.07.2015)

Arbeit als Station zwischen geplanten Lebensumständen dient. Diese Arbeit ermöglicht, bei meist geringer Bezahlung und dürftigen Unterkünften, die Teilnahme an der Erlebnisgesellschaft. (vgl. Schulze 1993) Anderen Saisonarbeiter/innen dient die Wintersaison nicht als Zwischenstation. Die saisonale Arbeit wird im Sommer weiter geführt und teilt das Jahr in Zwei.

Obwohl Touristen und Saisonarbeiter/innen meist die Leidenschaft des Wintersports teilen, sind es die Saisonarbeiter/innen, die sich dafür entschieden haben, ihren Alltag dieser Leidenschaft anzupassen. In der temporären Arbeitswelt des Winters erscheinen sie so viel weniger temporär als jedwede/r Tourist/in. So teilen sie, immer abhängig von Ausbildung, Erfahrung und Art der Tätigkeit, eine Form des Austeigerlebens, so sei denn der Maßstab ein traditionell abendländisches Verständnis eines bürgerlichen Bildungs- und Lebensweges.

Insbesondere für die Skilehrer/innen bietet der Ort einige von Annehmlichkeiten, die sie ganz offensichtlich vom anderen Status der Urlaubsgäste unterscheiden: Geschäfte und Restaurants gewähren Rabatt, eigens organisierte Veranstaltungen für „Ski Bums“, das Tragen einer Uniform, etc.. Eine besondere Gegebenheit, die sich beispielhaft an der Skischule beobachten lässt, ist die Vielzahl der Nationalitäten, die ihren Wohnsitz für die Wintermonate nach St. Anton verlegen. Während im Winter 2616 Menschen ihren Nebenwohnsitz in St. Anton anmelden, sind es nur 635 im Sommer. (Staatsbürgerschaftsliste 2015 siehe Anhang) Vergleicht man die Zahlen der Winter- und Sommermonate, lässt sich eine spannende Beobachtung machen: neben den Österreichern bleibt keine andere Nationalität zu mehr als 10 Prozent für den Sommer oder kehrt im Sommer zurück. Insbesondere Staatsbürger aus dem Vereinigten Königreich stechen hier hervor, denn während sie im Winter noch die größte Gruppe ausmachen (knapp vor den Österreichern), kommen weniger als 5 Prozent als Arbeitskräfte für die Sommermonate. Deutsche Staatsbürger/innen stellen die zweit stabilste Gruppe im Jahresüberblick dar, denn etwa ein Drittel der Anzahl der Winternebenwohnsitze meldet sich auch im Sommer an.

Dieser kurze Ausflug in die Zahlen der Nebenwohnsitze soll auf zwei Aspekte aufmerksam machen: zum einen auf die Multinationalität der Bewohner/innen St. Antons im Winter (aus 48 unterschiedlichen Staaten) und zum anderen auf die Auswirkungen dieser auf die Bewohner/innen selbst. Die Verteilung der Zahlen lässt Fragen in Hinblick auf strukturelle Ursachen aufkommen: aus welchem Grund bilden Staatsbürger/innen aus dem Vereinigten Königreich die größte Gruppe und aus welchen Umständen ergibt sich die hohe Anzahl ungarischer Saisonarbeiter/innen? Diese und weitere Fragen, die sich insbesondere aus den Statistiken der Staatsbürgerschaftsliste ergeben und zu weiteren Nachforschungen anreizen, sind jedoch nicht

Fokus dieser Arbeit. Eine weitere Ausführung des Forschungsinteresses und die Formulierung der Forschungsfrage folgen nach einer kurzen Vorstellung der Skischule in 4.

3.2 Die Skischule

Die erste Skischule in St. Anton wurde im Jahr 1921 gegründet. Die Büros und damit auch Anlaufstellen für Gäste und Lehrer/innen, verteilen sich auf drei Standpunkte an verschiedenen Orten in der Gemeinde. Mit über 380 Skilehrer/innen ist sie die größte Skischule Österreichs und beschäftigt Lehrer/innen aus vielen verschiedenen Nationen.

Die Skischule ist in verschiedenen Abteilungen organisiert. So gibt es für Ski- und Snowboardfahrer/innen jeweils Gruppen- oder Privatkurse. Eine weitere Abteilung ist die für Kinder, die insbesondere in den Ferien einen Großteil der Lehrer in Anspruch nimmt. Weniger große Abteilungen bilden die Funsportarten (z.B. Snow Fox) oder Langlaufen. Die Skilehrer/innen werden je nach Können und Ausbildungsgrad den Abteilungen zugeteilt und bleiben meist für die gesamte Wintersaison hauptsächlich in einer Abteilung.

In der Ausbildung für Skilehrer/innen gibt es vier Ausbildungsstufen: Anwärter/in, Landesskilehrer/in, staatlich geprüfte Skilehrer/in und Skiführer/in. Die Ausbildungsstufen unterscheiden sich stark in der zu erbringenden Leistung und im Zeitaufwand. So benötigt die Anwärter/innen Ausbildung 10 Tage und die Landeslehrer/innen Ausbildung insgesamt fast 30 Tage. Desto höher die Ausbildungsstufe ist, umso weniger Frauen lassen sich in den Ausbildungskursen und in der Belegschaft der Skischule finden.

Die Skischule bietet für ihre Lehrer/innen eine Unterkunft gegen Bezahlung an. Es gibt zwei Häuser, die sich direkt im Zentrum des Ortes befinden und einige Unterkünfte etwas außerhalb, die meist von Ferialehrer/innen bewohnt werden. Andere Skilehrer/innen (meist mit einem höherem Ausbildungsgrad und dementsprechend auch besserer Bezahlung) bewohnen eigens gemietete Unterkünfte, die jedoch aufgrund der hohen Wohnpreise meist außerhalb des Ortes liegen. Eine Ausnahme stellen einheimische Lehrer/innen dar, die ihren Wohnort nicht abhängig vom saisonalen Geschäft ändern.

4. Fragestellung des Forschungsvorhabens

Der Stand der Forschung konnte zeigen, dass sich viele Studien mit dem Thema der Saisonarbeit auseinandersetzen. Letztlich konnten zwei Studien identifiziert werden, die für dieses Forschungsvorhaben von besonderer Bedeutung sind: zum einen die Studie von Florian Spendlingwimmer über Ski- und Snowboardlehrer. In dieser Studie versucht Spendlingwimmer die Lebenswelt der Ski- und Snowboardlehrer darzustellen, was jedoch meines Erachtens

angesichts zuvor genannter Gründe nicht gelingt. Bei der zweiten relevanten Studie handelt es sich um eine psychographische Untersuchung posttraditionaler Gemeinschaften in ländlichen Gebieten. Diese Studie ist weniger aufgrund ihrer Methode oder der Fragestellung von Interesse, sondern aufgrund des lokalen Kontextes. Denn während posttraditionale Gemeinschaften weitgehend in urbanen Räumen gesucht und untersucht werden, wird sich hier auf ländliche Gebiete bezogen.

Der Ort des Geschehens dieser Studie ist ebenso ein ländliches Gebiet: das Dorf St. Anton am Arlberg in Tirol (Österreich). Hier bestimmt vor allem im Winter der Tourismus den Alltag der Bewohner/innen und Saisonarbeiter/innen. Diese reisen zu Hunderten am Anfang des Winters an und verlassen den Ort, wenn der Wintersportbetrieb eingestellt wird.

Eine große Gruppe der Saisonarbeiter/innen ist durch die Skilehrer/innen gegeben. Sie teilen einen Beruf, einen Alltag und oft auch ein Zuhause. Aus diesen offenkundigen Gegebenheiten der Arbeits- und Lebenswelt der Skilehrer/innen ergab sich das Forschungsinteresse. Theoretische Fragen, die dieses Interesse vorantrieben, waren zum Beispiel: Was für eine Art der Gemeinschaft bildet sich aus den besonderen Umständen der temporären Arbeitswelt? Welche Auswirkungen ergeben sich daraus für die Lebenswelt der Saisonarbeiter/innen? Wie wird mit dem Aufeinandertreffen vieler verschiedener Nationalitäten umgegangen? Wie wird die Lebenswelt von den Teilnehmern des Feldes wahrgenommen und wie wird sie erzeugt?

Um den Antworten auf diese Fragen näher zu kommen, bieten sich die soziologischen Konzepte der Gemeinschaft und Lebenswelt an. Insbesondere die posttraditionalen Gemeinschaften werden aufgrund ihrer Eigenschaften der Nicht-Exklusivität, der Offenheit, der ästhetischen Motivation und des Erlebens von Ereignissen, ausführlicher thematisiert.

Der Begriff der Lebenswelt und daran anschließend der „kleinen sozialen Lebens-Welten“ (Luckmann 1970/1979) versucht über alles Augenscheinliche, Offensichtliche hinweg, die konstruierte Wirklichkeit und die Strukturen der Lebenswelt zu ergründen. Das soziologische Konzept der Lebenswelt ist in Bezug auf das Forschungsinteresse besonders sinnvoll, denn anstatt des einfachen Aufnehmens von Gesehenem oder Gehörtem, wird versucht, in die Lebenswelt des Interesses einzutauchen, um die subjektiven Relevanzstrukturen der Mitglieder zu verstehen und die dort gültigen Muster und Schemata zu erlernen.

Die sich aus dem Forschungsinteresse, dem lokalen Kontext und den soziologischen Konzepten ergebende und sich im Prozess der Forschung entwickelte Fragestellung lautet:

Welche Relevanzstrukturen prägen die Lebenswelt der Skilehrer/innen in der temporären Arbeitswelt in St. Anton am Arlberg und wie wird „Gemeinschaft“ von den Teilnehmer/innen dieser Lebenswelt erlebt und hergestellt?

Basierend auf der Fragestellung und dem Ziel der Erkundung der Lebenswelt der Skilehrer/innen wurde als angemessene methodologisch-methodische Rahmung die Ethnographie gewählt. Die erkenntnisleitende Idee des Entdeckens steht im Vordergrund und ermöglicht die Kombination verschiedener Methoden. Eine dieser Methoden ist die teilnehmende Beobachtung, mit deren Hilfe versucht wird, in die Lebenswelt der Mitglieder eines Feldes einzutau-chen und dieses von Innen heraus zu verstehen. Auch wird, nicht zu Letzt wegen der intensi-ven Anwendung von Methoden und dem tiefen Eintauchen in das Feld, die Selbstreflexion im Forschungsprozess der Ethnographie als Erkenntnisfeld anerkannt.

5. Soziologische Konzepte: Gemeinschaft und Lebenswelt

5.1 Der klassische Gemeinschaftsbegriff

Um neue Formen von Vergemeinschaftung verstehen und identifizieren zu können, bedarf es einem Verständnis für klassische Theorien des Gemeinschaftsbegriffs. Hierzu dient im Fol-genden eine kurze Betrachtung der Ausführungen Ferdinand Tönnies zu Gemeinschaft und Gesellschaft.

Ausgangspunkt der Theorie Tönnies ist die Annahme, dass beides, Gemeinschaft und Gesell-schaft, auf dem Willensbezug von Individuen basieren.⁴ Der Unterschied der beiden sozialen Typen liegt nun in der Verschiedenheit der Willensbezüge der Individuen.

Die „Gesellschaft“ beruht dabei auf „zweckrationalen Willensakten der Subjekte“ (Bickel 2012:135), wobei sich das Zusammenkommen aus den eigenen Vorteilen der einzelnen ergibt. Diese Art des kommandierten Willens bezeichnet Tönnies als „Kürwillen“. (vgl. Tön-nies 2005)

Die „Gemeinschaft“ hingegen beruht darauf, dass „(...) die Betroffenen, der Idee nach, die umgreifende Lebensform gleichsam um ihrer selbst willen, als Selbstzweck“ (Bickel 2012:135) auffassen. Diese Form des Willens bezeichnet Tönnies als „Wesenswillen“. (vgl. Tönnies 2005)

Die Entwicklung der Theorien Tönnies, so auch die Marx', hin zu der Differenzierung von Gesellschaft und Gemeinschaft entstehen in „Modernisierungsprozessen“ (Drucks 2006:44)

⁴ Tönnies versteht Willen immer als vernünftigen Willen. (Tönnies 2005, 2. Buch: 73-147)

als „Oppositionsbegriff gegen eine vom liberalen Fortschrittgedanken“ (Bickel 2012:137) vertretene Idee von Gesellschaft.

Schon Tönnies erkennt abweichende Formen der Idealtypen Gesellschaft und Gemeinschaft als z.B. kurzfristige kontraktuelle Bindungen an. Diese Idee ähnelt den Ausführungen Webers zu „Gelegenheitsvergesellschaftungen“. (Weber 1988) Beide sind Folgen der zunehmenden Überformung von Vergemeinschaftung durch gesellschaftliche Ordnung. (Bickel 2012) Spannend an den Theorien Tönnies und anderen zu Gemeinschaft (und Gesellschaft) ist vor allem die Epoche des Entstehungszeitpunktes: die Moderne. Das für diese Zeit sehr fortschrittliche Denken wird in der Gegenwart als Selbstverständlichkeit hingenommen. Die Frage, die daran anschließt, fragt danach, welche Formen von Vergemeinschaftung sich bis in die Gegenwart entwickelt haben und unter welchen Umständen sie zustande kommen. Eine dieser neuen Formen von Vergemeinschaftungen ist die posttraditionale Gemeinschaft, die im folgenden Kapitel thematisiert wird.

Dieser kurze Exkurs in die klassischen Theorien zu Gemeinschaft und Gesellschaft dient zum einen der Definition der Begriffe und zum anderen dem besseren Verständnis der folgenden zwei Kapitel. Dabei war es vor allem Tönnies, der durch seinen „Nachdruck auf gesellschaftliche Ordnung“ (Salomon 2006) einen Grundstein für anschließende Gemeinschaftstheorien legte.

5.2 Posttraditionale Gemeinschaften

Gemeinschaften, so stellte schon Tönnies fest, sind keine natürlich auftretenden, für das Dasein bestimmte Phänomene, sondern vielmehr von dem Willen der Teilnehmer hervorgebrachte Zusammenkünfte. (Tönnies 2005; Hitzler/ Honer/ Pfadenhauer 2008) In diesem Sinne konstatieren Hitzler, Honer und Pfadenhauer fünf Eigenschaften, die Gemeinschaften ausmachen (Hitzler/ Honer/ Pfadenhauer 2008:10): die Abgrenzung zu einem „Nicht-Wir“; das daraus resultierende Zusammengehörigkeitsgefühl; ein geteiltes Interesse oder Anliegen; eine von den Mitgliedern der Gemeinschaft anerkannte Wertsetzung; von den Mitgliedern zugängliche Interaktions(zeit)räume.

Auf Grundlage der Feststellung, Gemeinschaften müssen von den Teilnehmern individuell produziert und somit von ihnen aufrecht erhalten werden, stellt sich die Frage, welche Kriterien für die Individuen in der Entscheidung für oder wider einer Teilnahme an einer Gemeinschaft zu tragen kommen. (Hitzler/ Honer/ Pfadenhauer 2008) Entscheidungen für die Teilnahme an einer posttraditionalem Gemeinschaft unterscheiden sich insofern von denen für eine klassische Gemeinschaft, als dass sie weniger auf der Notwendigkeit für eine Teilnahme, sondern vielmehr auf der Bekenntnis für die, in einer „(Teilzeit-) Kultur symptomatischen Zei-

chen, Symbolen und Ritualen“ (Hitzler/ Honer/ Pfadenhauer 2008:13), beruhen. Es geht also, um es vereinfacht zu sagen, mehr um die schönen Dinge, als um die Existenziellen.

Voraussetzung für die Entstehung posttraditionaler Gemeinschaften ist die Individualisierung der einzelnen Akteure. Hierzu ein kurzer Diskurs zur „Individualisierungsthese“, die unter anderem stark von Ulrich Beck geprägt wurde. In Becks Auffassung umfasst Individualisierung drei Dimensionen (Beck 1998:206): Die „Freisetzungsdimension“ versteht sich als die Herauslösung der Individuen aus historisch vorgegebenen Sozialformen und Sozialbindungen in Bezug auf traditionale Herrschafts- und Versorgungszusammenhänge. Die „Entzauberungsdimension“ beschreibt den Verlust der traditionellen Sicherheit im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitende Normen. Die „Kontroll- und Reintegrationsdimension“ meint eine neue Art der sozialen Einbindung durch Institutionen.

In diesem Sinne geht Individualisierung mit einer Enttraditionalisierung einher, welche durch den Verlust von zuvor als selbstverständlich angenommen und sicher erlebten Lebensformen und Überzeugungen gekennzeichnet ist. Diese Enttraditionalisierung wirkt sich zunächst weniger strukturell aus, sondern führt vielmehr zu einem persönlich erlebten Risiko. Zusätzlich zu diesem individuell erlebten Risiko kommt ein ökonomisches Risiko, welches zu weiteren Unsicherheiten führt. (vgl. Beck 1998)

Kann sich das Individuum nicht mehr auf vorgegebene Normen und Strukturen verlassen, müssen lebenslaufformende Entscheidungen und Zugehörigkeiten selber getroffen und gewählt werden: individuelles Handeln bestimmt den Lebenslauf. Eine Folge dieser größeren Handlungs- und Entscheidungsspielräume ist die individuelle Übernahme der gesellschaftlichen Integration. Es kann in diesem Sinne nicht als selbstverständlich angenommen werden, Mitglied eines Sozialen Netzwerkes oder einer Gemeinschaft zu sein. (vgl. Keupp 2000; Beck 1989)

An dieser Stelle knüpfen die posttraditionalen Gemeinschaften an, denn hier sind es die individualisierten Akteure, die sich bewusst also selbstgestaltend, für eine (temporäre) Mitgliedschaft zu einer Gemeinschaft entscheiden. Das dadurch erzeugte Wir-Gefühl führt zu Stabilität in Zeiten der Unsicherheit. (Hitzler/ Honer/ Pfadenhauer 2008) Durch diese Entstehung des Wir-Bewusstseins entwickelt sich wiederum eine Verbündung nach Außen, oder um es in Hitzlers, Honers und Pfadenhauers Worten zu sagen: „eine Komplizenschaft gegenüber ‚Dritten‘“ (Hitzler/ Honer/ Pfadenhauer 2008:16).

In diesem Punkt unterscheiden sich dann die posttraditionalen Gemeinschaften von den klassischen, traditionellen Gemeinschaften. Während in traditionellen Gemeinschaften Zwangsstrukturen und die Möglichkeit der Sanktionierung bestehen, um das Verhältnis von Innen und Außen zu klären und damit für Stabilisierung zu sorgen, ist diese Entwicklung bei posttraditionalen Gemeinschaften weniger oder kaum zu beobachten. Das liegt vor allem an fehlenden, klar definierten Grenzen von einem Innen und einem Außen der Gemeinschaft, die es der posttraditionalen Gemeinschaft nicht ermöglichen, ihre Mitglieder zu sanktionieren. (Hitzler/ Honer/ Pfadenhauer 2008) Eine Mitgliedschaft in dieser Art der Gemeinschaft ist für ihre Mitglieder nicht verpflichtend. Hitzler spricht in diesem Zusammenhang von der Verführung zur Teilhabe, die zum Beispiel durch soziale Ereignisse gefördert werden kann, die von den Individuen erlebt werden wollen. (Hitzler 1998)

Einen letzten Entscheidungsgrund für die Teilhabe an einer posttraditionalen Gemeinschaft sehen Hitzler, Honer, Pfadenhauer in der Vermutung der Interessierten. Diese Vermutung bezieht sich auf das mögliche geteilte Interesse oder die mögliche geteilte Anschauung, welche die jeweilige Gemeinschaft bieten kann. Demnach ist das geteilte Interesse keine vorausgesetzte Bedingung, sondern vielmehr ein Erzeugnis der posttraditionalen Gemeinschaft selbst. (Hitzler/ Honer/ Pfadenhauer 2008)

Zusammenfassend kennzeichnen sich posttraditionale Gemeinschaften durch vier Charaktermerkmale (Hitzler 1998; Liebl/ Nicolai 2008):

Erstens sind posttraditionale Gemeinschaften nicht-exklusiv, das heißt, eine Person kann zur gleichen Zeit in mehreren posttraditionalen Gemeinschaften Mitglied sein. Zweitens ist die Mitgliedschaft frei gewählt und nicht etwa verpflichtend. Drittens ist die Entscheidung zur Teilnahme ästhetisch motiviert. Diese Motivation lässt sich beispielsweise auf ein geteiltes Interesse, eine Leidenschaft oder Anschauung zurückführen. Viertens kennzeichnen sich die posttraditionalen Gemeinschaften durch das gemeinsame Erleben von Ereignissen oder Ritualen, die den Zusammenhalt und das Wir-Bewusstsein stärken.

Um neben dem Lösungsansatz der temporären Vergemeinschaftung als Antwort auf größere Handlungs- und Selbstgestaltungsfreiräume und Individualisierung auch die Probleme der posttraditionalen Vergemeinschaftung in Betracht zu ziehen, werden im Folgenden die von Manfred Prisching angeführten Paradoxa temporärer Vergemeinschaftungsformen besprochen (vgl. Prisching 2008):

Ein Paradoxon mit dem Prisching auf die Spannungen und Widersprüche aufmerksam macht, ist das von „Individualität und Gemeinschaft“ (Prisching 2008:37). Vor allem die zuvor be-

sprochene Individualisierung ist hier zugleich die Voraussetzung der posttraditionalen Gemeinschaften. Insbesondere der temporäre Charakter und die Verpflichtungsfreiheit sind Eigenschaften, die gegen eine Gemeinschaft im klassischen Sinn sprechen, denen Prisching jedoch das Vergemeinschaftungserlebnis durch den „Widerschein der Gemeinschaft im Individuum“ (Prisching 2008:38) zuspricht. Das heißt, Kern der Vergemeinschaftungen ist in diesem Verständnis nicht das Gemeinschaftsgefühl selbst, sondern das dadurch ermöglichte individuelle Erleben. Zudem wird die temporäre Begrenzung durch eine Intensivierung des zu Erlebenden beglichen.

Mit dem Paradoxon von „Grauen und Sehnsucht“ (Prisching 2008:49) bezieht sich Prisching auf ein postmodernes Phänomen: die Ablehnung von Gemeinschaft in Anbetracht derer ländlichen, familiären Ursprünge. Auf der einen Seite dieses Grauens vor Gemeinschaft steht jedoch die Sehnsucht nach eben dieser.

Das Paradoxon von „Flüchtigkeit und Dauerhaftigkeit“ (Prisching 2008:41) thematisiert den Aspekt der Temporalität von Gemeinschaften. Die Idee der Kurzweile von Gemeinschaften steht der Annahme entgegen, Gemeinschaften seien veraltete Formen des sozialen Lebens. Hier gilt es zu klären, was alles als „temporär“ bezeichnet werden kann. Dass posttraditionale Gemeinschaften sehr wohl temporär sein können, erklärt sich, in Unabhängigkeit von ihrer zeitlichen Dauer, durch ihren gegenteiligen Charakter alles Dauerhaften, Lebenslangen oder Unausweichlichem.

Mit dem Paradoxon der „Inhaltslosigkeit und Substanz“ (Prisching 2008:42) spricht Prisching das, was Hitzler, Honer und Pfadenhauer unter dem Begriff der Vermutung führen, an. (Hitzler/ Honer/ Pfadenhauer 2008) Eine temporäre Vergemeinschaftung bedarf keiner zuvor festgelegten Regeln und Normen, noch sind ihre inneren und äußeren Grenzen gesteckt. Aufgrund dieser Eigenschaft sind sie „leicht zu lösende, eindimensionale und voraussetzungslose Bindungen ohne feste Dauer und langfristige Verpflichtungen“ (Baumann 2007:121). Auf der anderen Seite dieser Inhaltslosigkeit steht eine intensive (inhaltliche) Gemeinschaftlichkeit, die durch das gemeinschaftliche Erleben von Ereignissen genährt werden kann. (Prisching 2008)

Das Paradoxon von „Gestaltbarkeit und Vorfindlichkeit“ (Prisching 2008:46) basiert auf demselben für das Individuum. Hier stehen sich zum einen die Selbstgestaltung und zum anderen das Bedürfnis der Entfaltung des schon ‚vorgefundenen‘ Inneren gegenüber. Das gleiche gilt für Vergemeinschaftungen: auf der einen Seite die Gestaltbarkeit durch freiwillige Entscheidung zur Zugehörigkeit und auf der anderen Seite das dort vermutete schon Vorfindliche.

Das Paradoxon von „Außeralltäglichkeit und Alltäglichkeit“ (Prisching 2008:47) geht weniger von einer Vergemeinschaftung aufgrund von Unsicherheiten aus, sondern sieht in ihr ein Streben nach emotionaler Sensation. Dieses Ziel der Ekstase ist jedoch kein dauerhaft zu erreichender Zustand und an dieser Stelle bietet der temporäre Charakter der posttraditionalen Gemeinschaften eine Lösung: zeitliche und örtliche Begrenzungen schaffen kontrollierbare Strukturen der Außeralltäglichkeit. (vgl. Prisching 2008:47)

Das letzte Paradoxon ist das der „Fragmentierung und Ganzheit“ (Prisching 2008:50). Die Ganzheit steht hier für den, von den Mitgliedern einer temporären Vergemeinschaftung wahrgenommenen Geltungsbereich ihrer Relevanzstrukturen. Auf der anderen Seite steht die Fragmentierung, die mit den vielen verschiedenen Vergemeinschaftungen und ihren Relevanzstrukturen einhergeht.

5.3 Lebenswelt

Der Begriff der Lebenswelt taucht zunächst bei Alfred Husserl (1954) auf. Husserl begreift die Lebenswelt als ein egologisches Gebilde. (vgl. dazu Honer 1997:14; Honer 2011:11) In Anschluss daran versucht auch Alfred Schütz die Erfahrungen und Handlungen von Menschen zu erkunden, um die Wirklichkeitsstrukturen und Konstitutionsleistungen dieser aufzudecken. (Knoblauch 1996)

Diesem Versuch liegt der Anspruch zugrunde, die gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit und Strukturen der Lebenswelt zu erkennen und aufzudecken. (Honer 2011) Da die Lebenswelt alle Bereiche des subjektiven Erlebens umfasst, ist auch das Alltagsleben als Teil der gesamten (subjektive) Lebenswelt zu sehen und nicht etwa die Lebenswelt als Ergebnis des alltäglichen Lebens. (Schütz/ Luckmann 1979) Doch bildet der „besonders in der Moderne dominante Wirklichkeitsbereich“ (Knoblauch 1996:10) der Alltagswelt eine Besonderheit, denn erst die, sich aus der Lebenswelt ergebenden Relevanzstrukturen, vermögen die Alltagswelt zu formen. Obwohl sich die Lebenswelt aus vergangenen Erfahrungen, aktuellem Erleben und Erwartungen zusammensetzt, ist es das aktuelle Dasein, welches den Kern der alltäglichen Lebenswelt ausmacht und bestimmt. (Honer 2011)

Nun strukturiert sich aber die spezifische Lebenswelt der einzelnen Subjekte sehr verschieden und diese subjektiv erlebten und gelebten Unterschiede basieren auf dem jeweiligen Wissensvorrat, über den verfügt werden kann. Dieser Wissensvorrat setzte sich aus mannigfaltigen Elementen zusammen (vgl. dazu Schütz/ Luckmann 1979:133ff.): dem Grundelement des Wissens, dem Routinewissen, dem expliziten Wissen und dem potenziellen Wissen. Neben diesem subjektiven Wissensvorrat gibt es den gesellschaftlichen Wissensvorrat. Dieser setzt sich zusammen aus dem Allgemeinwissen, über welches jedes Mitglied einer Kultur verfügt

und das an die Mitglieder ohne Zugangsbeschränkungen weitergegeben wird und aus dem Sonderwissen, welches nur für einige Mitglieder in spezifischen Kontexten einer Kultur einsichtig ist.

Aufgrund ihres kommunikativen Charakters (vgl. dazu Knoblauch 1996) und ihrer Abhängigkeit von subjektiven und gesellschaftlichen Wissensvorräten ist die Lebenswelt nicht starr oder abgeschlossen, vielmehr ist sie aufgeschlossen und flexibel. (Honer 2011)

„Dieses Erleben kann natürlich gegenüber dem ‚objektiven‘ Sachverhalt ‚täuschen‘. (...) Trotzdem bestimmt es, und darauf kommt es hier an, objektiv unser Handeln: Unser Erleben ist maßgeblich für unsere Situationsdefinition, und eben nicht ein ‚objektiver‘ Sachverhalt. (...) Anders ausgedrückt in unserer Alltagswelt gibt es keine ‚brutal facts‘, sondern ‚nur‘ Bedeutungen.“ (Honer 2011:15)

Demnach kann eine erneut erlebte Situation, die faktisch objektiv gleich zu sein scheint, mit veränderten Wissensvorräten und damit mit einer veränderten subjektiven Lebenswelt auch anders erlebt und wahrgenommen werden.

Die Lebenswelt ist damit zutiefst von subjektivem Wissen und Erfahrungen geprägt und dennoch kann davon ausgegangen werden, dass ebenso intersubjektive sowie soziale Aspekte einen Einfluss auf die subjektive Lebenswelt nehmen. (Honer 2011) Die Auswahl relevanter und „sinnhafter“ (Schütz 1974) Erfahrungen basiert demnach neben subjektiven Wissensbeständen auf (kommunikativen) Interaktionen und sozial geltenden Strukturen, Vorgaben und Normen.

In Anschluss an Benita Luckmann (1970/1979) schlägt Anne Honer zudem den Begriff der „kleinen sozialen Lebens-Welten“ (Honer 1993:27) vor. Damit grenzt sie sich davon ab, die Lebenswelt mit der Alltagswelt gleichzusetzen. Vielmehr besteht die Lebenswelt aus vielen kleinen Welten, die sich auf den privaten und den öffentlichen Bereich beziehen können. (Honer 1993)

Außerhalb institutioneller Rollenerwartungen, so Honer, kann frei gewählt werden, wie das eigene Leben gestaltet wird. Diese freie Wahl bezieht sich auf die unterschiedlichsten Lebensbereiche und formt Lebenszeit und Lebensraum und all dies ermöglicht durch die Mobilität der Einzelnen. (Honer 1993) In diesem subjektiven Auseinanderdriften der einzelnen Akteure sind es die kleinen sozialen Lebens-Welten, welche die Zersplitterung zusammenhalten. Durch geteilte Interessen kommt es zu einem Aufeinandertreffen der individuellen Relevanz-

strukturen und einem gemeinsamen Erleben von „Ausschnitten (...) aus der sozial konstruierten und produzierten Welt des (Er-)Lebens“ (Honer 2011:28).

Dabei sind es immer noch die subjektiven Erfahrungen und Wissensbestände, die den spezifischen kleinen sozialen Lebens-Welten ihren Sinn geben. Das heißt, eine spezifische kleine soziale Lebens-Welt kann für den einen Menschen mit einem hohen Grad der Identifizierung und Internalisierung, also einer „Zwecksetzung“ (Honer 1993:28) einhergehen, während es für einen anderen Menschen nur zu einer geringen Interessenübereinstimmung und Korrelation kommt.

Das Handeln in den kleinen sozialen Lebens-Welten ist dabei bestimmt durch die sozial vorgegebenen Muster und Schemata, die nur in der einen spezifischen Teilwelt als gültig angesehen werden. Dieses geteilte Wissen gibt den Mitgliedern einer kleinen sozialen Lebens-Welt nun das Gefühl einer Gemeinsamkeit und konstatiert sich in diesem Sinne gegensätzlich zu der Pluralität der Möglichkeiten und der Sinnwelten in der alltäglichen Lebenswelt (Honer 1993) Denn „hier“ kann im Gegensatz zu „dort“ von ähnlichen Relevanzsystemen der Teilnehmer ausgegangen werden, auch wenn sich diese nur auf einen kleinen Teil der individuellen Relevanzen beziehen. (Honer 1993)

Es darf jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass sich die Teilnehmer dessen bewusst sind, denn auch in den kleinen sozialen Lebens-Welten bleiben Deutungs- und Handlungsmuster unhinterfragt und andere Mitglieder werden aufgrund von Gemeinsamkeiten standardisiert. Anne Honer beschreibt zusammenfassend:

„Mit kleinen sozialen Lebens-Welten ist ein sozial vordefinierter, intersubjektiv gültiger, zweckbezogener Ausschnitt aus der alltäglichen Lebenswelt gemeint, der subjektiv als Zeit-Raum der Teilhabe an einen besonderen Handlungs- Wissens- und Sinnsystem erfahren und im Tages- und Lebenslauf aufgesucht, durchschritten oder auch nur gestreift wird.“ (Honer 1993:30)

In diesem Zitat von Honer kommen zwei weitere Faktoren zur Sprache: Zeit und Raum. Unter dem Faktor der Zeit sieht Honer den, der wiederkehren kann, den, der Struktur gibt und den, der den Rückgriff auf erlebte Erfahrungen ermöglicht. Der Faktor des Raumes ist weniger konstitutiv und kann, muss jedoch nicht, zu einer klaren Verortung der kleinen Teilwelt beitragen. (Honer 2011) Letztlich sind es die individuellen Relevanzsysteme, die den Eintritt in eine kleine soziale Lebens-Welt befördern und das Zusammenkommen potenziell verschiedener Menschen, durch ein geteiltes Interesse oder eine geteilte Perspektive, ermöglichen.

Als angemessene methodologisch-methodische Rahmung plädiert Honer für die lebensweltliche Ethnographie. (Honer 2011:29ff.) Das liegt zum einen an der Eigenschaft der erkenntnisgeleiteten Forschung und zum anderen an der Rolle der subjektiven Erfahrungen. Und dabei ist es unabdingbar, so Honer, Selbstreflexion in den empirischen Forschungsprozess miteinzubeziehen. Denn erst so kann eine Erkundung und Aufdeckung der Konstruktion von Wirklichkeit möglich sein. (Honer 2011) Die Besprechung und Reflexion des ethnographischen Vorgehens dieser Arbeit folgt im anschließenden Kapitel.

6. Methodologie und Methode

6.1 Ethnographie

Der Überblick über den Stand der Forschung zum Thema der Arbeits- und Lebenswelt von Saisonarbeiter/innen hat gezeigt, dass unterschiedliche Herangehensweisen und Methoden zu sehr verschiedenen Ergebnissen führen. Der kleine quantitative Diskurs über die Daten und Fakten der gewählten Gemeinde und ihrer Bewohner wird zunächst der Einzige bleiben. Ähnlich wie die Fragestellung Spendingwimmers (2007) über die Kultur und Lebenswelt von Skilehrer/innen, legt auch mein Forschungsinteresse die Wahl auf die Methodologie der Ethnographie nahe.

Um Formen von Gemeinschaft zu identifizieren und die Lebenswelt zu ergründen, bieten ethnographische Erhebungs- und Auswertungsmethoden den passenden Rahmen. In der umfangreichen Literatur zur Entstehung der Ethnographie, ihren Vorzügen und Herausforderungen, lassen sich verschiedene Merkmale identifizieren, die im Forschungsprozess von Bedeutung sind. Das ist zum einen die Erkenntnisstrategie oder auch die erkenntnisleitende Idee des Entdeckens. Diese Erkenntnisstrategie schlägt sich nicht nur in Art und möglicher Vielzahl der Methoden nieder, sondern auch in der Art der Fragestellung. Läge das Forschungsinteresse allein in Zahlen, Schauplätzen oder Uhrzeiten, die mit dem Alltag von Skilehrer/innen zusammenhängen, böten sich standardisierte Beobachtungsprotokolle an. (Amann/ Hirschauer 1997) Da dem aber nicht so ist, charakterisiert sich die Ethnographie außerdem durch ihr umfassendes Datenmaterial, welches sich meist in einer Pluralität der Datentypen niederschlägt. Diese können von teilnehmender Beobachtung, über die Erhebung verbaler Daten, bis hin zur Sichtung bzw. Sammlung schon bestehender Dokumente reichen. (Lüders 2004)

Einen nicht unerheblichen Teil der Feldforschung macht die teilnehmende Beobachtung aus. Nicht nur Goffman (1989), sondern auch in dessen Anschluss Emerson, Fretz und Shaw gehen sogar so weit zu konstatieren, der Forscher könne nur in das Feld eintauchen und das Le-

ben der Akteure verstehen, wenn er aktiv am Alltag dieser teilnimmt und währenddessen bis zu einem gewissen Maße eine „resocialization“ vollzieht. (Emerson/ Fretz/ Shaw 2011:3) Aus dem Ziel diesem Anspruch gerecht zu werden, ergibt sich die Methode der dauerhaften teilnehmenden Beobachtung. Diese Methode zur Datenerhebung geht mit einer „Kopräsenz“ (Amann/ Hirschauer 1997) einher. Die besondere Herausforderung dieser Kopräsenz ist nicht nur die Teilnahme am Feld, sondern zugleich das stetige Aufnehmen und Aufzeichnen des Erlebten und Beobachteten.

Insbesondere das Aufzeichnen in Form von Feldnotizen oder Memos stellt einen großen Bestandteil der Ethnographie dar. Auf Grundlage dieser Notizen, Mitschriften, Memos, Tagebucheinträgen und ähnlichem erbaut sich später das Gerüst der Datenanalyse. Insofern kommt nicht nur bei der Auswertung, sondern auch bei der Erhebung des Materials der dichten Beschreibung ein bedeutender Teil zu. (Emerson/ Fretz/ Shaw 2011)

Die vorliegende Arbeit basiert auf drei Datenquellen: teilnehmende Beobachtung, Einzelinterviews und visuelles Material. Im Folgenden wird jede dieser Datenquellen anhand ausgewählter Literatur vorgestellt, die eigene Positionierung innerhalb dieser begründet und die Vorgehensweise im Forschungsprozess vorgestellt. Auf Grundlage der Lektüre theoretischer und praktischer Ausführungen zu den genannten Themenbereichen und der eigenen Felderfahrungen wird stets versucht, Herausforderungen und Probleme kritisch zu reflektieren.

Neben der Thematisierung der Datenquellen wird ein Fokus auf die Anforderungen an den/die Forscher/in gelegt. Dazu gehört unter anderem der Feldzugang. Dieser zwar vom Feld und persönlichen Umständen zutiefst abhängige Aspekt ist nicht zu unterschätzen, da der Zugang zum Feld den gesamten weiteren Forschungsprozess bestimmen kann.

Feldzugang und Erhebung des Datenmaterials sind Herausforderungen, die an das Erhebungsinstrument gestellt werden: der/ die Forscher/in. Diese Aufgaben sind nicht einfach zu bewerkstelligen, da sie allein schon aufgrund der Gegebenheit der Befremdung des Gewohnten eine Herausforderung darstellen. Aus diesem Grund wird ein wichtiger Bestandteil der Arbeit, die Reflexion der Rolle im Forschungsfeld sein.

Um der Rolle gerecht zu werden, sich aber nicht in ihr zu verlieren, gilt es das Forschungsfeld von Zeit zu Zeit zu verlassen und in den universitären Alltag zurückzukehren. (vgl. Amann/ Hirschauer 1997) An dieser Stelle wird insbesondere das verlockende „Leben in der Blase“ eine Rolle spielen.

Der Forschungs- und Auswertungsprozess wird sich an den Konzepten der Grounded Theory orientieren. Die Kernidee der Grounded Theory ist die Generierung einer empirisch fundierten Theorie, anstelle der Bestätigung oder Ablehnung einer zuvor aufgestellten Hypothese.

(vgl. Glaser/ Strauss 2010; Breuer 2010; Corbin 2011) Ein wesentlicher Bestandteil der Grounded Theory ist die komparative Analyse. (Wiedemann 1991) Interpretative Verfahren wie das ständige Vergleichen, Kodieren, das Bilden von Kategorien und Verfassen von Memos führen zu einem zirkulären Verhältnis von Datenerhebung und Auswertung. Die Anwendung der Grounded Theory eignet sich vor allem aufgrund ihrer Eigenschaften der Offenheit und Prozesshaftigkeit für dieses Forschungsinteresse. Diese Eigenschaften, die sich sowohl auf die Auswahl der Methoden, wie auch auf die Ergebnisse beziehen, bestimmen das Vorgehen der Forschung. Weiterer Vorteile dieser Vorgehensweise sind die Transparenz und Nachvollziehbarkeit, die mit der empirischen Verankerung einhergehen und die Systematisierung des Forschungs- und Auswertungsprozesses. Die Auswahl der Datenquellen, Fälle oder Interviewpartner/innen erfolgt im Rahmen der Grounded Theory mithilfe des Theoretical Samplings. (Glaser/ Strauss 2010)

Die gewählten Auswertungsmethoden orientieren sich an der Grounded Theory, wurden aber in Anlehnung an Emerson, Fretz und Shaw in anderer Form ausgelegt. Das Vorgehen des Kodierens und Verfassens von Memos wird ebenso wie die Bildanalyse erläutert.

Die letzten zwei Kapitel des methodischen Teils der Arbeit erläutern die Positionierung innerhalb der Diskussion zu den Gütekriterien in der qualitativen Sozialforschung, sowie die forschungsethischen Ansätze, an denen sich orientiert wurde.

6.1.1 Feldzugang

Der Feldzugang ist die Voraussetzung für eine erfolgreiche Forschung im Feld. Um den Zugang zu erlangen, bieten sich verschiedene Wege, die je nach Umstand und Rahmung der Forschung, auszuwählen sind. Breuer unterscheidet vier Idealtypen, die den Zugang zum Feld ermöglichen können: das Nutzen von eigenen, schon bestehenden Bindungen; das Finden von „Sponsoren“; die Frequentation von gemeinsamen (halb-)öffentlichen Räumen; das „kalte“ Auftauchen. (Breuer 2010:90)

Insbesondere die Figur des „Sponsors“ (Breuer 2010:90) oder „gatekeepers“ (z.B. Dellwing/ Prus 2012:33) wird in der Literatur herausgestellt. Die gatekeeper, allen voran „Doc“ aus William Foote Whytes „Street Corner Society“ (vgl. Whyte 1996), geben der Ethnographie eine Besonderheit, eine Unnachahmbarkeit, eine spannende, schon fast fiktive Note.

Diese Studie erzählt von keinem Sponsor oder gatekeeper, da der einfachste und auch logischste Weg zum Feld, der über eigene, schon bestehende Bindungen war. Die Zutrittsgenehmigung bestand bereits, bevor die Idee zur Studie geboren wurde. Noch vor Beginn des Studiums habe ich die erste Stufe der Skilehrer/innenausbildung abgeschlossen und halte mich seither (2008) jeden Winter in St. Anton und in einer der dort ansässigen Skischulen auf.

In den ersten fünf Jahren habe ich in der Skischule als Skilehrerin gearbeitet und in zwei dieser Jahre für die gesamte Wintersaison. Seit zwei Jahren verbringe ich die Semesterferien vor Ort, ohne für die Skischule zu arbeiten.

Die Idee zu einer Studie in St. Anton kam schnell mit der Aufnahme des Soziologiestudiums auf, hat aber, dem Umfang geschuldet, erst jetzt ihre Verwirklichung gefunden. Die langjährigen Aufenthalte vor Ort erleichtern den Zugang zum Feld gravierend. Ohne diese Voraussetzungen wäre eine Studie möglich gewesen, sie hätte sich jedoch besonders in der Wahl der Erhebungsmethoden stark von der jetzigen Studie unterschieden. Die schon bestehenden Beziehungen zu den Teilnehmern im Feld, sowie das Wissen über Orte und implizite Regeln und Relevanzen, haben die Immersion in die „Blase“ zunächst vereinfacht. An anderer Stelle zeigen diese Vorteile ihre Kehrseite. (siehe dazu 6.1.3)

6.1.2 Teilnehmende Beobachtung

Die teilnehmende Beobachtung nimmt einen Hauptbestandteil der Datenerhebung ein, auch da sie anders als beispielsweise die Durchführung der Interviews, während der gesamte Zeitspanne des Feldaufenthaltes stattfindet. Die erfolgreiche teilnehmende Beobachtung unterscheidet die Ethnographin von der „normalen“ Teilnehmerin. Dabei ist es die Neugier und das Streben nach einem Wissen, welches über die einfachen Relevanzsysteme für ein erfolgreiches Handeln hinaus geht und die Forscherin mehr oder minder hintergründig, zu mehr als einer „normalen“ Teilnehmerin macht. (vgl. Honer 1993:59ff)

Die Feldforschung ist stets getrieben von der Frage danach, wie die Teilnehmer einer Lebenswelt ihre eigene Wirklichkeit erzeugen und wie sie „(...) sich selbst und anderen gegenüber soziale Fakten schaffen“ (Lüders 2004:390). Um diese Frage zu beantworten, ist ein wichtiger Bestandteil der Forschung die eigene Befremdung des Vertrauten. Insbesondere im Falle einer Teilnahme an einem bereits bekannten oder gar vertrauten Feld ist eine stetige methodische Befremdung des Selbstverständlichen unabdingbar. (vgl. dazu Amann/ Hirschauer 1997; Lüders 2004)

Im Zuge der teilnehmenden Beobachtung kommt zugleich die Frage nach einer verdeckten oder nicht-verdeckten Teilnahme auf. Ich habe mich gleich zu Beginn für eine nicht-verdeckte Teilnahme am Feld entschieden. Diese Entscheidung basiert erstens auf dem kollegialen und freundschaftlichen Verhältnis zu den Akteuren im Feld, welches durch eine nicht erfolgreiche verdeckte Forschung hätte gestört werden können. Zweitens hätte eine Teilnahme am Diskurs der Saisonarbeiter/innen ohne eine aktive Arbeit oder Aufgabe (in diesem Fall die Masterarbeit) sehr wahrscheinlich mit der Logik der Relevanzsysteme vor Ort gebrochen (mehr dazu in den Ergebnissen). Und drittens hat mir die nicht-verdeckte Forschung das zwar

nicht ungenierte, aber zum Teil hilfreiche Schreiben von Notizen noch während der Feldaufenthalte ermöglicht.

Da sich die aktuelle Forschungsfrage nach der Lebenswelt der Skilehrer/innen aus der weiter gefassten Frage nach der Lebenswelt der Saisonarbeiter/innen entwickelt hat, bezogen sich die ersten Wochen der Beobachtungen ebenso auf ein weiteres Feld. Nach der thematischen Eingrenzung konnte ich mich auf Orte konzentrieren, die von Skilehrer/innen aufgesucht werden oder in jeglicher Art und Weise eine Relevanz aufzeigen. Um nur einige zu nennen: Skischulbüros, Skidepot, Sammelplätze, Skilehrerhäuser, Übungsgelände, Kinderwelt, Bergrestaurant, Einkaufsstraße, (Aprés Ski) Bars, Skishow, skischulinterne Veranstaltungen.

Aufgrund des langen Feldaufenthalts und des guten Zugangs war es mir sehr gut möglich, mich an den vier systematisierenden Strategien zur teilnehmenden Beobachtung von Scheffer zu orientieren. (vgl. dazu Scheffer 2002; Breidenstein/ Hirschauer/ Kalthoff/ Nieswand 2013) Je nach Umstand wurde die Beobachtung durch Wiederholung, Mobilisierung, Fokussierung oder einen Perspektivenwechsel intensiviert.

Eine der größten Herausforderungen der Datenerhebung war das stetige Aufschreiben und Darstellen des Beobachteten, Erlebten und Gehörten. Die Feldnotizen wurden, wenn es die Situation zuließ, während der Feldaufenthalte angefertigt. Hätte das Zücken von Stift und Papier das Feld gestört, fertigte ich die Notizen direkt im Anschluss nach Rückzug aus dem Feld an. Sodann wurden so zeitnah wie möglich Beobachtungsprotokolle aus den Feldnotizen und Erinnerungen erstellt, die neben den Interviews und dem visuellen Material die Grundlage der Auswertung bilden.

Während der teilnehmenden Beobachtung sind zudem Memos und eine Reihe von Skizzen entstanden, die insbesondere die Methodenwahl des weiteren Forschungsprozesses stark beeinflussten. Ein weiterer großer und im Prozess der Auswertung sehr fruchtbarer Bestandteil der Feldnotizen besteht aus nachträglichen Aufzeichnungen ethnographischer Gespräche. Diese, in natürlichen Situationen und Settings stattfindenden Gespräche, bieten eine Ergänzung zu den bewusst und geplant erhobenen leifadengestützten Interviews (siehe 6.1.6).

Neben den Feldnotizen, Memos und Skizzen wurde außerdem ein Forschungstagebuch angefertigt. Hier fanden von Beginn an Gedanken, Präkonzepte, Träume und andere private Aspekte, die im Zusammenhang mit dem Forschungsprozess standen, Einzug. Diese selbstauferlegte schreibintensive Fleißarbeit tat zum einen ihren Dienst im Sinne der Disziplinierung und ist zum anderen ein nachträgliches Hilfsmittel zur Reflexion der eigenen Rolle im Feld.

6.1.3 Das Erhebungsinstrument: Die Forscherin im Feld

Gehen wir ganz im Sinne von Haraway davon aus, dass der „god trick“ (Haraway 1996:226) und das Ziel einer entkörpernten, rein objektiven Wissenschaft nicht zu erreichen ist, bedarf es Maßnahmen, die mit dieser Erkenntnis umgehen und sie nutzen. Insbesondere die aus dem Konstruktivismus entsprungenen Konzepte zu Subjektivität, Perspektivität und Selbst-Reflexivität können dem Ideal der Objektivität entgegengesetzt werden. (vgl. dazu Breuer 2010; Honer 1993; Amann/Hirschauer 1997)

Wird die eigene Subjektivität wahrgenommen und das Forschungshandeln als Teil der Lebenswelt erkannt, können Methoden zur Reflexivität angewendet werden und die selbstreflexive Forschungspraxis kann zum Erkenntnisfeld werden. Da jedoch nicht davon ausgegangen werden kann, dass sich die Forscherin von ihrer Subjekthaftigkeit und Standpunktgebundenheit entbinden kann, schlägt Breuer die an Arne Raeithel anlehende Reflexionsfigur der Dezentrierung vor. (Breuer 2010; Raeithel 1983, 1998) Die „Dezentrierung“ meint den Vorgang des Zurücktretens und des Distanzgewinnens von eigenen Handlungsmustern, den Blick auf das Muster, die Einnahme eines Beobachter- bzw. Metastandpunktes gegenüber der eigenen Ausgangsperspektive, das Reflexiv-Werden hinsichtlich der urzentrierten subjektives Konzepte“ (Breuer 2010:122). Um dem Vorgang der Dezentrierung gerecht zu werden, bieten sich verschieden methodische Verfahren an (vgl. Breuer 2010:122):

Eine dieser Methoden ist das Führen eines Forschungstagebuchs. Schon allein aufgrund der Tatsache der langjährigen Aufenthalte im Feld bot sich das Führen eines Tagebuchs an. Zunächst fanden hier noch vor Beginn des Feldaufenthalts eigene Präkonzepte ihren Platz, welche während und besonders auch nach dem Forschungsprozess eine spannende Lektüre in Bezug auf den Forschungsweg darstellen. Mein Tagebuch war mein steter Begleiter, es hat sicher in meinem Rucksack das gesamte Skigebiet befahren, ist nass geworden, war beim Après Ski, hat im Liegestuhl gelegen und mich, wenn es nötig war, immer wieder in die Welt des Schreibens zurückgeholt. Hier fanden neben Gedanken, Erinnerungen und Memos auch Träume und körperliche Zustände ihren Platz.

Eine weitere Methode zur Dezentrierung ist die Reflexion von Forschungsinteraktionen. Im Laufe der Feldaufenthalte sind sehr viele Interaktionen mit Mitgliedern im Feld zustande gekommen. Das liegt zum einen an dem guten Zugang zum Feld und den vielen Aufenthalten in der Skischule selbst und zum anderen an dem Zusammenkommen sehr vieler Menschen auf relativ geringen Raum. Um die Feldinteraktionen zu reflektieren wurden hierzu im Forschungstagebuch Rahmenbedingungen und Eindrücke notiert, was nun nach den Feldaufenthalten unendlich viel Sinn ergibt, da das Gedächtnis allein schon Zeit und Ort durcheinander

zu bringen vermag. Für ethnographische Gespräche nutzte ich das Forschungstagebuch und nach den Interviews füllte ich (in Abwesenheit des Befragten) einen Interviewprotokollbogen mit Daten und zusätzlichen Informationen aus.

Eine andere Strategie zur selbstreflexiven Forschungspraxis ist der Austausch mit anderen Forscher/innen. Aufgrund des universitären Kontextes dieser Arbeit war der Austausch mit anderen Forscher/innen gut zugänglich. Neben einer Übung für Master- und Bachelorstudierende und ihre Abschlussarbeiten hat eine Gruppe von vier Studierenden eine Forschungswerkstatt gegründet. Hier gab es Raum für inhaltliche und methodische Fragen, sowie Erfahrungen und gegenseitige Unterstützung in schwierigen Phasen des Forschungsprozesses.

6.1.4 „going native“ und „coming home“

Die Gefahr einer zu einseitigen Identifikation der Forscherin mit der Rolle im Feld wird in der Forschungsliteratur als „going native“ bezeichnet. (z.B. Legewie 1991) Das zunächst angestrebte „going native“, um einen Einblick, einen Blick von innen heraus zu erlangen, sollte nur in Kombination mit einer stetigen persönlichen Befremdung einhergehen. Amann und Hirschauer beschreiben diesen Vorgang sehr treffend: „(...) die rhythmische Unterbrechung der Präsenz im Forschungsfeld durch Phasen des Rückzugs zum universitären Arbeitsplatz und Kollegenkreis: Dem >going native< wird ein >coming home< entgegengesetzt (...).“ (Amann/ Hirschauer 1997:28). Die Idee hinter dem „coming home“ ist, dem oft (im Vergleich zum universitären Kontext) undisziplinierten Feldaufenthalt, einen disziplinären Diskurs entgegenzusetzen, der den Reflektionsprozess der Ethnographin fördert. (Amann/ Hirschauer 1997)

Dieser Prozess, den Amann und Hirschauer als „Übersetzungs- und Vermittlungsaufgabe“ (Amann/ Hirschauer 1997:28) bezeichnen, dient zudem dazu, die Anschlussfähigkeit des bereits erhobenen Materials zu hinterfragen. In Manier der Grounded Theory werden (gegebenfalls mit Dritten) weitere Schritte der Datenerhebung in Phasen des „coming homes“ gewählt und geplant.

Meine Feldaufenthalte fanden zwischen Dezember 2014 und April 2015 und damit während der gesamten Wintersaison statt. In den ersten zwei Monaten dauerten die Feldaufenthalte meist zwei bis drei Tage an, ab Februar wurde der dauerhafte Feldaufenthalt hingegen mit rhythmischen Unterbrechungen durchzogen, die hauptsächlich mit universitären Aufgaben gefüllt wurden. Diese Unterbrechungen gestalteten sich teilweise schockierend unangenehm, auf den Boden holend, schmerzhaft und damit dringend notwendig.

6.1.5 Theoretisches Sampling

Bei der Wahl der Samplings wurde sich im Sinne der Grounded Theory an das von Glaser und Strauss eingeführte Auswahlverfahren des theoretischen Samplings angelehnt. (vgl. dazu Glaser/Strauss 2010) Da sich die Auswertung des Materials (siehe 5.8) jedoch nicht strikt an die von Glaser und Strauss eingeführten Strategien hielt, wich auch die Methode des Samplings etwas davon ab.

Dennoch existierte kein vorab festgelegter Auswahlplan der Samples, sondern dieser wurde schrittweise in Orientierung an den Forschungsprozess entwickelt. (Strübing 2006) Die Entscheidung für dieses Vorgehen fiel nicht etwa aufgrund einer Ablehnung dessen, sondern vielmehr wegen der beschränkten Zeit des Projektes und der saisonalen Abhängigkeit der Thematik.

Zu Beginn des Winters und somit auch der Feldbesuche stand die teilnehmende Beobachtung im Vordergrund der Datenerhebung. Während der Teilnahme am Feld kamen ethnographische Gespräche zustande, die anschließend anhand von Erinnerung und Notizen protokolliert wurden. Insbesondere aufgrund der ethnographischen Gespräche erschien das Führen von Interviews fast als Notwendigkeit. Nicht nur, da die Möglichkeit der wörtlichen Aufnahme des Gesagten mit Hilfe eines Aufnahmegerätes damit bestand, sondern auch, da sich so eine bessere Vorbereitung auf das Gespräch und ein besseres Antizipieren während des Gespräches bot.

Die Auswahl der Interviewpartner/innen streckte sich über einen langen Zeitraum der Feldbesuche hin. Das lag zum einen daran, dass zu Beginn der Forschung ein weiterer Fokus gelegt wurde, bevor die Skilehrer/innen alleiniger Gegenstand der Forschung wurden und zum anderen daran, dass es schlichtweg zu viele interessante Mitglieder waren, die für ein Interview in Frage kamen. Letztendlich wurden alle drei Interviews in einem relativ nahen Abstand voneinander geführt. Das Führen des ersten Interviews erleichterte die Auswahl des nächsten und dieses des dritten Interviews.

Die dritte Methode der Datenerhebung entwickelte sich als letzte. Das Fotografieren diente zunächst nur der eigenen Erinnerung und der Unterstützung beim Schreiben des Erlebten. Hier zeigte sich schnell die interpretative Kraft, die hinter den Fotos steckte und hervorgeholt werden musste. Fortan wurde, zum Teil mit einer besseren Ausrüstung, gezielter Bildmaterial erhoben.⁵

⁵ Hier liegt auch der Grund für die unterschiedliche Qualität der Bilder.

6.1.6 Interviews

Während der Feldaufenthalte kamen viele Interaktionen mit Mitgliedern aus dem Feld zustande. Die daraus entstanden ethnographischen Gespräche von Mitgliedern untereinander oder auch nur in Interaktion mit mir entwickelten sich oft ohne mein Zutun zu interessanten Konversationen. Dennoch stellte sich im Prozess der Datenerhebung heraus, dass die Erhebung von Interviews eine ergiebige Kombination darstellen könnte.

Da eine der häufig gestellten Fragen im Feld „Und was machst du so im Sommer?“ ist, kam meine Tätigkeit als Forscherin bzw. Studierende schnell zur Sprache. Eine der Interviewpartner/innen kam explizit nach einem ethnographischen Gespräch auf mich zu und bot sich an, noch mehr zu erzählen, was ich gerne in Anspruch nahm.

Mit dem Ziel die Handlungsmotive, Alltagstheorien und Selbstinterpretationen der Teilnehmer zu verstehen, entschied ich mich dazu, leitfadengestützte Interviews durchzuführen. (vgl. Hopf 2013) Die Wahl offen geführter Interviews fiel zum einen, um die Perspektive der Interviewten zu erfassen und so verstehen zu können, wie sich diese Perspektive entwickelt hat oder erzeugt wird. (Rosenthal 2011) Zum anderen ermöglichte mir das offen geführte, leitfadengestützte Interview eine aktive Teilnahme am Gespräch, wodurch ich nach verschiedenen Aspekten fragen bzw. in eine Richtung leiten konnte. Zudem wurde so eine zu unnatürliche Gesprächssituation vermieden, die ich in diesem Kontext als möglichen Störfaktor einstufte.

Insgesamt wurden drei Interviews durchgeführt. Die Befragten arbeiten in der Skischule als Ski- und/oder Snowboardlehrer/innen, zum Teil hauptberuflich und zum Teil in den Ferien. Das Interview mit der Interviewpartnerin wurde auf deutscher Sprache geführt und die Interviews mit den Interviewpartnern auf englischer Sprache, da sie aus England und aus Schweden stammen. Somit gab es zwei Leitfäden (siehe Anhang), die sich in ihrer Thematik jedoch nicht unterscheiden.

Die Leitfäden teilten sich in vier thematische Abschnitte: Alltag/ Arbeit/ Freizeit; Gemeinschaft/ Kollegen/ Freunde; Sommer/ Heimat/ Vergleich Winter; Zukunftspläne. Diese Orientierungshilfen waren je nach Interviewpartner/in sehr hilfreich bis unnötig. Die Interviews wurden mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet und anschließend mit Hilfe eines Audiotranskriptionsprogramms transkribiert. Direkt anschließend an die Interviews füllte ich einen Interviewprotokollbogen aus und fertigte Postskripte an. Die Transkripte und die dazu gehörige Transkriptionslegende befinden sich im Anhang. Die im Ergebnisteil verwandten Ausgewählten Zitate wurden hinsichtlich ihrer Groß- und Kleinschreibung, Punktation und Rechtschreibung editiert, um eine bessere Lesbarkeit zu gewährleisten. Es wurde darauf geachtet den Inhalt mit dem Editierprozess nicht zu verändern oder zu verfälschen.

Da der Ort St. Anton selber kaum geeignete und ruhige Räume bietet, verabredete ich mich mit meinen Interviewpartner/innen in einem der Skilehrer/innen-Häuser. Damit befanden wir uns beide in einer gewohnten, heimischen Umgebung. Dennoch war die Interviewsituation zu Beginn mit allen drei Befragten sehr ungewohnt. Das lag wahrscheinlich zum einen daran, dass ich die Befragten aus einem anderen Kontext kannte und die ungewohnte Interviewsituation mich aus der Stellung der Kollegin/ Freundin herauslöste und zu einer „tatsächlichen“ Forscherin machte. Zum anderen stellte der wissenschaftliche und universitäre Kontext, in dem wir uns plötzlich bewegten, eine Besonderheit dar, die sonst im Skischuldiskurs wenig Platz und Ansprache findet. Diese Angespanntheit löste sich aber in allen drei Fällen nach kurzer Zeit.

Der große Vorteil des offenen Interviews, die Teilnahme der Forscherin am Gespräch, stellte mich vor eine ebenso große Herausforderung während der Interviews. Bei Erstellung des Leitfadens entwickelten sich, nicht zuletzt aufgrund der eigenen Arbeit als Skilehrerin, Vorannahmen und Präkonzepte zu möglichen Antworten, die es galt im Interview so gut wie möglich zu kontrollieren und nicht zu Suggestivfragen wachsen zu lassen. Besonders im Interview mit Liam gaben Transkription und Analyse Aufschluss über Interaktionsverhältnisse, die in der Interviewsituation erzeugt bzw. zum Vorschein gebracht wurden.

6.1.6.1 Die Interviewpartner/innen

Rosa⁶

Das erste Interview führte ich mit Rosa. Sie ist zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt und kommt ursprünglich aus Deutschland. Dort lebt sie auch den Rest des Jahres und studiert im Master Wirtschaftswissenschaften. Vor sieben Jahren hat sie ihre Ausbildung zur Anwärterin gemacht und vor zwei Jahren den ersten Teil der dreiteiligen Landeslehrausbildung. Seit der Anwärterausbildung unterrichtet sie jährlich, je nach Stand des Studiums in den Ferien oder für die gesamte Saison. Dieses Jahr (Saison 2014/15) hat sie die ganze Saison in der Skischule gearbeitet und ihre universitären Verpflichtungen von St. Anton aus erledigt. Rosa unterrichtet ausschließlich Skifahren und fährt gelegentlich bei der wöchentlichen Skishow der Skischule im Langlaufdemoteam mit.

Liam

Liam ist zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre alt. Ursprünglich kommt er aus England, hat dort jedoch seit ca. fünf Jahren nicht mehr gelebt. Er ist seit sieben Jahren Ski- und Snowboardlehrer. Seither hat er im Winter zum Teil in Neuseeland und in Österreich oder gar nicht

⁶ Die Namen der Interviewpartner/innen wurden anonymisiert.

als Schneesportlehrer gearbeitet. Im Sommer hat er viele verschiedenen Jobs in unterschiedlichen Ländern z.B. in Spanien und in Australien ausgeübt.

Liam ist Skianwärter und hat Teile seiner Snowboardlandeslehrerausbildung bereits bestanden. Während seiner Arbeit in St. Anton unterrichtet er fast ausschließlich Snowboardgäste. Liam fährt bei der Skishow im Snowboarddemoteam mit.

Kalle

Kalle kommt ursprünglich aus dem Norden Schwedens und ist zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt. Er lebt seit sieben Jahren den Winter über in Österreich. In den Sommermonaten hat er einige Jahre als Rafting Guide in Österreich gearbeitet und zwei Jahre in seiner Heimat Schweden verbracht und dort in verschiedenen Jobs gearbeitet.

Kalle ist staatlich geprüfter Snowboardlehrer und Skianwärter. In der Skischule unterrichtet er etwa gleichermaßen Ski- und Snowboardgäste. Einmal wöchentlich gibt er eine Fortbildung für andere Snowboardlehrer mit einer niedrigeren Ausbildung. Er fährt bei der Skishow im Snowboarddemoteam mit.

6.1.7 Visuelle Daten – Fotografie

Der Einsatz von visuellem Material, in diesem Fall Fotos, kann Situationen, die als charakteristisch für das Feld angesehen werden, überliefern. (Breidenstein/ Hirschauer/ Kalthoff/ Nieswand 2013) Die Erhebung des visuellen Materials ist Teil der Triangulation der Methoden zur Datenerhebung und nicht etwa eine „Kamera- Ethnografie“ (vgl. Mohn 2010), bei der der Fokus der Datenerhebung klar auf den visuellen Daten liegt. Vielmehr ging es um eine zusätzliche Dokumentation des Erlebten. Zudem bieten die Fotos eine Hilfe in der Darstellung der Ergebnisse, die anhand dieser näher gebracht werden können.

Von dem Zeitpunkt der Datenerhebung an, ab dem die visuellen Daten explizit als Erhebungsinstrument genutzt wurden, stellten sie eine Erleichterung dar. Fotos können in sehr kurzer Zeit unendlich viel mehr Informationen aufnehmen, als das mit Papier und Stift möglich ist. (Harper 2013) Demnach bot die Fotografie während der Datenerhebung und auch in der Auswertung eine hilfreiche Stütze.

Dennoch muss man sich bewusst machen, dass es sich bei den Fotos nicht etwa um eine objektive Dokumentation des Erlebten handelt, sondern um eine „subjektiv gefärbte Repräsentation“ (Harper 2013:406) des Wahrgenommenen. Anstatt den Anspruch an Objektivität zu stellen, wurde mit dem Bewusstsein der subjektiven Konstruiertheit der Fotos vorgegangen.⁷

⁷ Für eine weitere Reflexion und Vorstellung der Auswertung des visuellen Materials siehe 6.1.8.

Eine weitere Herausforderung des visuellen Materials war die Fotografie selbst. Bevor ich mich dazu entschied, die visuellen Daten mit in die Auswertung einzubeziehen, war das Fotografieren ein Hilfsmittel, welches ich mit Hilfe einer Handykamera ausführte. Später nutzte ich zum Teil eine Spiegelreflexkamera, die allein schon aufgrund ihrer Größe, dem gesamten Vorgang eine andere Note gab. Erstens bin ich keine ausgebildete Fotografin und weiß nur laienhaft mit solch einem Werkzeug umzugehen. Zweitens lockte die Kamera weitaus mehr Blicke auf mich, wenn ich durchs Feld streifte, um Fotos zu machen. Dies äußerte sich darin, dass mich Leute ansprachen, sichtlich verunsichert waren oder ohne mein explizites Fragen für meine Kamera posierten. Um diesen Reaktionen entgegenzuwirken, bezog ich Personen, die näher auf den Fotos zu sehen sind (ausgenommen derjenigen, die durch Unkenntlichmachung anonymisiert wurden) mit ein und erklärte ihnen mein Vorhaben. In den meisten Fällen löste sich dadurch die Unsicherheit und Anspannung. Bilder, die verkleidete Personen zeigen oder aufgrund ihrer Qualität auf keine Identität hinweisen, sind unverändert geblieben. In vielen Fällen nutzte ich, trotz der Möglichkeit auf eine bessere Bildqualität, weiter die Handykamera. Vor allem, wenn viele Menschen zusammen kamen, wie im Skikurs oder beim Après Ski, fiel ich mit einer kleineren und unauffälligen Kamera nicht auf, denn ich war nur eine unter vielen, die ihre Hand mit Handy in die Luft streckte.

6.1.8 Auswertungsmethoden

6.1.8.1 Die Auswertung der schriftlichen Daten

Bei der Auswertung wurde sich an dem von Emerson, Fretz und Shaw (1995) vorgeschlagenen Konzept der Auswertungsmethoden orientiert. Dieses Konzept wiederum findet seine Ursprünge in der von Glaser und Strauss (2010) eingeführten Auswertungsmethode innerhalb der Grounded Theory. Der Hauptunterschied liegt in der verschiedenen Vorgehensweise des Kodierens.

Um die Auswahl relevanten Materials und das aufwändige Zeile-für-Zeile Kodieren aller Notizen bzw. Protokolle zu vereinfachen, schlagen Emerson, Fretz und Shaw die folgende Methode vor, die sich in ausführlicher Ausführung in sechs Schritte unterteilt (vgl. Emerson, Fretz, Shaw 1995:171ff.):

Erstens das Lesen aller Feldnotizen als kompletten Datensatz. Hier soll nicht nur überflogen werden, sondern Zeile für Zeile ein genauer Überblick über den ‚Schatz‘ geschaffen werden. Neben der Identifikation erster Muster, Themen und Fragen kann zu Beginn die gesamte Zeitspanne der Datenerhebung überblickt werden.

Der zweite Schritt ist das offene Kodieren. Hier werden Zeile-für-Zeile und nah an den Notizen Codes vergeben, die noch ohne kategorische Konnotation erscheinen. Es werden so viele Codes wie möglich vergeben, um Prozesse zu identifizieren. An dieser Stelle kommt es nun zu einer Abweichung des klassischen Kodiervorgehens: das selektive offene Kodieren. Diese Art des Kodierens meint, dass nachdem schon ein Teil des Datensatzes kodiert wurde, dieser Vorgang selektiv weiter geführt werden kann. Es gibt die Möglichkeit, nicht die kompletten restlichen Daten auszuwerten, sondern aus diesen besondere Stellen auszuwählen, die besonders „reich“, „aufschlussreich“ oder als „Schlüsselstellen“ erscheinen. (Emerson, Fretz, Shaw 1995:185)

Der dritte Schritt ist das Verfassen von Memos. Durch das Vergleichen von Codes und dem Interpretieren von Zitaten werden Kernprozesse in einer bestimmten Interaktion oder einem Geschehen identifiziert. Das Schreiben von Memos dient außerdem dem Zurücktreten vom Feld um analytische Themen und Argumente entwickeln zu können.

Nach dem Verfassen der Memos werden aus den bereits vollzogenen Auswertungsschritten Themen ausgewählt, die einer weiteren Analyse unterzogen werden. Das können zum Beispiel Themen sein, die immer häufig auftreten oder Themen, die für die Mitglieder des Feldes als wichtig und relevant erscheinen. An dieser Stelle kann der Datenkorpus zur weiteren Verarbeitung bereits auf die Kernthemen reduziert werden.

Im vorletzten Schritt werden fokussierte Codes vergeben. Vor diesem Schritt schlagen Emerson, Fretz und Shaw vor, den bereits reduzierten Datenkorpus neu zu sortieren, indem alle Textelemente zu einem thematischen Stigma in Dokumente kopiert werden. (Emerson, Fretz, Shaw 1995:191) Anschließend werden erneut Zeile-für-Zeile Codes für die ausgewählten Notizen vergeben. Bei diesem Prozess erfolgt ein ständiges Vergleichen, um Unterschiede oder Gemeinsamkeiten zu entdecken. An dieser Stelle können „Subcodes“ (Unterkodes) vergeben werden, die neu entdeckte Themen oder Beziehungen zwischen den Codes benennen.

Der letzte Schritt ist das Verfassen integrativer Memos, die insbesondere dazu dienen, die bereits kodierten Daten miteinander zu verbinden, um ein Ganzes aus den einzeln hergestellten Teilen entstehen zu lassen. Hier können auch bereits Hintergrundinformationen mit einfließen, die zum besseren Verständnis für externe Leser/innen dienen. Abschließend werden Kernkategorien und Subkategorien ausgewählt, an denen sich das Verfassen der Ergebnisse orientiert.

Dieses Vorgehen zur Auswertung bietet eine gute Alternative zur klassischen Methode. (vgl. dazu Corbin 2011; Strübing 2008) Im Fall dieser Arbeit bot es sich insbesondere aufgrund der

ersten zwei Schritte des Verfahrens an. Hier kann nach dem gründlichen Lesen des gesamten Datensatzes und dem Vergeben einiger Codes, der Datenumfang bereits reduziert werden. Da in Anbetracht des Umfangs der Arbeit und der zeitlichen Begrenzung relativ viele Daten erhoben wurden, konnte auf diese Weise trotzdem das ganze Material effizient genutzt werden.

6.1.8.2 Die Auswertung der visuellen Daten

Bei der Erhebung der Fotos handelte es sich nicht um ein bloßes Draufhalten auf vermeintlich Interessantes, sondern um den Versuch, dies als visualisierende Soziologin zu tun. In der Form, in der in dieser Studie die Fotos miteinbezogen werden, dienen sie zur „Konkretisierung von Erfahrungen“ (Harper 2013:414).

Dennoch blicke ich zum Zeitpunkt des Fotografierens als Forscherin durch die Kamera. Es kann also die Frage gestellt werden: Aus welchem Grund wurde gerade dieser Gegenstand/ diese Person/ dieses Ereignis ausgewählt? Becker schreibt in diesem Zusammenhang von einer „Laientheorie“, welche der Fotografin aufgrund ihrer Vorkenntnisse vorgibt, worauf sie die Kamera richtet. (vgl. Becker 1998)

Um dieser Laientheorie auf den Grund zu gehen, gilt es, das Wahrgenommene zu analysieren. Dazu bieten sich verschiedene Fragestellungen an, die den Analyseprozess vorantreiben: Was ist zu sehen? Was ist nicht zu sehen? Wie stehen Personen in Beziehung zueinander? In welcher Beziehung/ Position steht die Forscherin?

Anhand dieser theoretischen Überlegungen wurden die für relevant befundenen Fotos analysiert und in die Ergebnisse mit einbezogen.

6.2 Gütekriterien

Bezüglich der Gütekriterien der qualitativen Forschung existieren im wissenschaftlichen Diskurs eine Reihe unterschiedlicher Positionen, woran sich diese orientieren sollten. In Anlehnung an die Idee, dass die qualitative Forschung ihre eigenen Kriterien vertreten sollte, orientiert sich meine Forschung an den von Steinke vorgeschlagenen Kernkriterien, sowie an Ausführungen von Maxwell.

Ines Steinke nennt sieben Kernkriterien, an denen sich qualitative Forschung messen lässt (vgl. Steinke 2005:319ff):

Erstens die intersubjektive Nachvollziehbarkeit. Das Pendant zur quantitativen intersubjektiven Überprüfbarkeit kann zum Beispiel durch die Dokumentation des Forschungsprozesses, die Interpretation in Gruppen und die Anwendung kodifizierter Verfahren erreicht werden.

Zweitens die Indikation des Forschungsprozesses. Die Gegenstandsangemessenheit bezieht sich hierbei nicht „nur“ auf die Auswahl der Erhebungs- und Auswertungsmethoden, sondern

auf den gesamten Forschungsprozess. Das heißt neben dem qualitativen Vorgehen kann auch die Methodenwahl begründet werden. Es wurde sich an Transkriptionsregeln gehalten und auch die Samplingstrategie unterliegt einer zweckorientierten Auswahl.

Weitere Kernkriterien nach Steinke sind die empirische Verankerung (z.B. Textstellen), die Limitation (Grenzen des Geltungsbereichs), die Kohärenz der Ergebnisse und Theorien, die Relevanz der Fragestellung und Ergebnisse und die reflektierte Subjektivität.

Ein weiterer Vorschlag zu qualitativen Gütekriterien, an denen ich mich orientierte, stammt von Joseph Maxwell. In Rücksicht auf den Umfang dieser Arbeit können die Ausführungen nicht der Bedeutung entsprechend vorgestellt werden. Einzig die von Maxwell vorgeschlagene „Checkliste“ zur Beförderung von Qualität soll hier ihren Raum finden, da sie zu jeder Zeit des Forschungsprozesses sehr hilfreich war (vgl. Maxwell 2005:109ff):

Intensive, long term involvement; rich data; respondent validation; intervention, searching for discrepant evidence and negative cases; triangulation; quasi-statistics; comparison.

Hervorgehoben werden soll an dieser Stelle die Triangulation, die sich im Forschungsprozess entwickelt hat. Zum einen wurden die Datenquellen, durch die Kombination verbaler Aussagen und dem Sammeln schriftlicher Dokumente, trianguliert. Zum anderen wurden die Methoden der Datenerhebung trianguliert. Zu Beginn der Feldaufenthalte beschränkte ich mich auf die teilnehmende Beobachtung, mit der Idee zu einem späteren Zeitpunkt Interviews durchzuführen. Schnell wurde mir aber klar, dass das von mir genutzte Hilfsmittel der Fotografie eine weitere Methode der Datenerhebung werden sollte. Die Aufnahme des Erlebten und die unterschiedlichen Aspekte der Lebenswelt in Bildern ermöglichten noch während des Forschungsprozesses und in der Darstellung der Ergebnisse einen Erkenntniszuwachs. (vgl. dazu Flick 1991:432 ff.)

6.3 Forschungsethik

Die Interviewpartner/innen wurden vor dem Interview über das Vorhaben umfassend aufgeklärt, nahmen freiwillig daran teil und unterschrieben im Sinne des Grundsatzes des informierten Einverständnisses eine Einwilligungserklärung. (siehe Anhang)

Nach langem Überlegen entschied ich mich dazu, den Ort des Geschehens nicht zu anonymisieren. Das liegt darin begründet, dass der spezifische lokale Kontext für die ethnographische Arbeit einen hohen Stellenwert hat. Zudem hätte die Anonymisierung des Ortes den Einbezug von Bildern, die den selbigen, markante Orte oder Uniformen zeigen, von der Vorstellung der Ergebnisse ausgeschlossen. Um die Privatsphäre der beteiligten Personen und Einheimischen zu schützen, wurden alle Namen anonymisiert bzw. pseudonymisiert. (vgl. dazu von Unger 2014; Steinke 2013)

Der Forschungsprozess orientierte sich an den forschungsethischen Grundsätzen des Ethik Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. (DGS 2014) Einige dieser Grundsätze sind beispielsweise: Integrität und Objektivität, Risikoabwägung und Schadensvermeidung; Anonymisierung und Vertraulichkeit, Freiwilligkeit der Teilnahme und informiertes Einverständnis. Dem Anspruch an Objektivität, wurde nicht folge geleistet, da dieser nicht zu den Kernkriterien der qualitativen Forschung gehört. (Steinke 2013) Anstelle dessen rückte jedoch die reflektierte Subjektivität (von Unger 2014), die den Forschungsprozess in großen Teilen bereichern konnte.

Bei Aufnahmen von Bildern, die nur wenige oder eine Personen zeigen, holte ich ein mündliches Einverständnis ein, das ich in den Feldnotizen dokumentierte. Die Gesichter oder Namensschilder der Personen wurden dennoch zum Schutze dieser unkenntlich gemacht.

7. Ergebnisse

7.1 Die räumlichen und strukturellen Rahmenbedingungen

St. Anton ist ein Ort, der stark vom Tourismus geprägt ist. Die touristische Ausrichtung äußert sich unter anderem in den dorfbaulichen Strukturen, welche im Folgenden besprochen werden. Anschließend werden die Unterschiede innerhalb einer Saison in Anlehnung an die zu verschiedenen Zeiten dominierenden Nationalitäten der Besucher aufgezeigt. Die unter anderem durch den Schneesport auftretenden Normalitätskonstruktionen werden in 7.1.3 besprochen. Abschließend wird das Gefühl des „positiven Eingesperrt-Seins“ der Saisonarbeiter/innen beschrieben. Die räumlichen und strukturellen Rahmenbedingungen sind vielleicht nicht die Basis der örtlichen Besonderheit, sie sind jedoch Ausdruck dieser und damit Bestandteil der Lebenswelt der Skilehrer/innen.

7.1.1 Die dorfbaulichen Strukturen

Das Alpendorf St. Anton kann von verschiedenen Seiten und mit verschiedenen Verkehrsmitteln erreicht werden. Seit der Alpinen Skiweltmeisterschaft im Jahr 2001 in St. Anton gibt es einen neuen Bahnhof und eine gute Zugsanbindung. Viele nutzen das Auto um über den Pass oder durch den Arlbergtunnel in das Dorf zu gelangen. Die Straße, die vom Pass kommt, ist die Hauptverkehrsstraße, die St. Anton mit den nebenliegenden Dörfern verbindet. Diese Straße führt am Dorfkern vorbei und der Dorfkern selber ist weitgehend verkehrsberuhigt. Im ganzen Ort gibt es keine einzige Ampel. Der Verkehr, der zu großen Teilen aus an- und abreisenden Besuchern und Skibussen besteht, wird mit Hilfe zweier Kreiseln geregelt. Die Hauptverkehrsstraße, die zum Beispiel den Bahnhof vom Ortskern trennt, ist mit mehreren Fußgän-

gerüberwegen bestückt. Diese sind nicht nur, wie üblich, weiß gestreift, sondern auch mit grell weißem Licht durch im Boden eingelassenen Lampen markiert. Auf den Straßen im Dorf, die nicht verkehrsberuhigt sind, ist das Fahren mit dem Auto meist nur in Schrittgeschwindigkeit möglich. Fußgänger, die häufig mit Schneesportgeräten, Rucksäcken oder Reisetaschen beladen sind, haben scheinbar Vorrang vor den Autos. Einer der Kreisel befindet sich in der Nähe der Lifte, die zum Berg führen. Hier stehen Ordner, die Autos stoppen und zurecht weisen, um den Fußgängern ihren Vorrang zu gewähren.

Das Dorfzentrum ist mittig von der Haupteinkaufsstraße durchzogen, die von Beginn bis Ende der Fußgängerzone mit Absperrungen für Autos markiert ist. Diese Absperrungen werden im Fall von Warenlieferungen und Krankentransporten bewegt. Diese Straße ist der Hauptweg vieler Touristen und im Ort Ansässiger. In der Straße sind nicht nur viele Hotels und Pensionen angesiedelt, sondern auch alle Einkaufsmöglichkeiten und ein Großteil der Restaurants und Kneipen. Die Häuser unterscheiden sich stark in ihrer Modernität und ihrem Stil und reichen von alpin-traditionell bis futuristisch-modern. Die Fußgängerzone ist ca. 7 Meter breit, abschüssig und lässt an warmen Tagen und bei Sonnenschein ihren grauen Asphalt zum Vorschein kommen. Dem Abfluss der Schnee und Wassermassen dient eine aus Pflastersteinen erbaute Rinne.

Einige der Hotels, Cafés und Restaurants bieten Sitzmöglichkeiten auf der Straße an, die besonders an sonnigen Tagen reichlich genutzt werden. Fast alle der sich direkt an der Fußgängerzone befindlichen Häuser sind mindestens im Erdgeschoss kommerziell genutzt. Schaufenster reiht sich an Schaufenster und von Dessous, über Schmuck, über Skibekleidung bis hin zu „original Tiroler“ Speck kann alles erstanden werden.

Vom oberen Ende der Fußgängerzone führen drei der vier möglichen Wege mit dem Lift auf den Berg. In den Morgenstunden bis zum Mittag befinden sich viele Besucher und im Schneesportgewerbe Arbeitende in der Fußgängerzone auf dem Weg nach oben, um zu den Liften und Skischulen zu gelangen. Ab mittags bewegen sich die Menschenmassen eher dorf-abwärts. Ob tiefer Winter und Temperaturen weit unter Null oder frühlingshafte Wetterbedingungen: Personen tragen hochfunktionelle Sportbekleidung, die sie vor äußeren Einflüssen schützt. Daraus ergibt sich ein buntes, grelles Gewusel an Schneesportbetreibern, die sich lauthals ihren Weg zu den Liften bahnen. Seit einigen Jahren tut sich nicht nur viel in der Funktionalität der Kleidung, auch die Farbpalette scheint schier grenzenlos zu sein. Nachdem bis vor zwei Jahren synthetische Schichten über Schichten getragen wurden, die je nach Wetterlage und Anstrengungsgrad vom Körper abgeblättert werden konnten, setzt „die Szene“ derzeit auf Merinowolle. Diese kann nicht nur alles (so wie Synthetik), sondern fühlt sich

auch noch gut an. Über der kuscheligen Skiunterwäsche trägt der Bekleidungsprofi eine wärmende Schicht, die im Falle plötzlich steigender Temperaturen am liebsten so wenig Platz wie möglich wegnimmt. Der äußere Layer ist eine meist mehrfarbige oder sich in Farbe der Jacke und Hose unterscheidende wasserabweisende Schutzhülle, die Schnee, Regen und Wind zu strotzen vermag. Fast immer dabei: der Helm. Das Tragen eines Helmes, das vor zehn Jahren die Ausnahme bot, ist heute gängig und zum Teil (z.B. Kinderskischule) Pflicht. Skischuhe auf Asphalt laufen sich nicht gut, da zeigt der Snowboardschuh seine gemütlichen Vorteile in ganzem Maß. Vor allem wer versucht mitsamt sportlicher Ausrüstung auf der Schulter eilig durch die Mengen zu huschen, muss sich vor ausschwenkenden Latten und ihren extra scharfen Kanten in Acht nehmen.

Besonders am frühen Morgen gleicht die Fußgängerzone einer Autobahn. Es gibt klare Ziele: der ersten Lift, der pünktliche Skikursbesuch, die erste Line im unbefahrenen Hang. Gespräche werden gedämpft oder gar nicht geführt, was bleibt ist das Klackern der Skischuhe auf dem harten Asphalt. Spätestens jetzt ist ein jeder Bewohner der Dorfstraße geweckt. Die Rushhour endet in etwa dann, wenn die Skischulkurse auf dem Berg sind und nur noch vereinzelt ein paar Nachzügler ihren Weg zum Lift bahnen.

7.1.2 Eine Saison, viele kleine Saisonen

St. Anton wird über ein Jahr weg von mehr als 1 Million Menschen besucht. Diese, sich hauptsächlich auf den Winter konzentrierenden Besucher, wechseln meist wöchentlich. Der An- und Abreisetag Samstag bestimmt den Wochenrhythmus des Tourismusgewerbes. So beginnen beispielsweise die Skikurse in der Skischule an Sonntagen, so dass neu angereiste Touristen den Einstieg finden können. Samstag ist der Tag in der Woche, an dem Skilehrer/innen am wahrscheinlichsten einen Tag frei bekommen.

Die Gäste und Touristen aus unterschiedlichen Ländern reisen zu unterschiedlichen Wochen im Jahr an. Zu Weihnachten und Neujahr verbringen viele Engländer und Deutsche ihren Urlaub in St. Anton, die Woche nach Neujahr ist hingegen die Woche in der am meisten russische Gäste vor Ort sind. Die so dominierenden Nationalitäten und Kulturen, die zu unterschiedlichen Zeiten anreisen, beeinflussen und ändern nicht nur das Bild des Dorfes, sondern auch die Arbeit der Saisonarbeiter/innen. Das kann sich zum Beispiel in der Sprache äußern. Ein Großteil des Skiunterrichts, vor allem in den Nebensaisonen, findet in englischer Sprache statt. Fast alle Skilehrer/innen sprechen englisch, weniger sprechen deutsch. Die erste Januarwoche, in der die russischen Gäste dominieren, kommt es häufiger zu sprachlichen Barrieren im Skiunterricht, da fast kein/e Skilehrer/in die russische Sprache beherrscht und die russischen Gäste (insbesondere die Kinder) oft kein Englisch sprechen. Die sonst als selbstver-

ständig hingegenommene Annahme der Verständigung auf Englisch wird gebrochen und äußert sich in einer höheren Anstrengung für Lehrer/innen und Gäste.

Im Gespräch darüber, wie sich die Saison in unterschiedlichen Wochen des Winters gestaltet, kommt Kalle darauf zu sprechen, dass manche der Personen (Besucher und Saisonarbeiter/innen) nicht dazu „passen“ (engl. „don't fit in“ Transkript Kalle, Z. 191). Auf ein weiteres Nachfragen meinerseits erklärt er dies wie folgt:

“Well I guess we can take the Russians as an example, because they come here for the Russian new year, which is the start of January and they sort of, literally speaking, invade the town and show up with a lot of money and most of them are not really so friendly. They are kind of more of a „I have money so now you have to do what I say“ and with an attitude that doesn't really offend anyone, but can be a bit annoying, but because they have money everyone sort of gets a long with it. And then you have the one people that you explained for example, the seasonaires that come for just one season, because they don't know what to do and maybe the summer before they were in Ibiza and were just partying and they wanted to come here and party and they are up all night and scream and slam the doors every morning and all that sort of stuff. And that's gonna annoy someone. Loud behaviour or drunk all the time, maybe that's how you don't fit in.” (Transkript Kalle, Z. 194-203)

Kalle spricht in diesem Zitat zwei verschiedene Aspekte an, von denen er glaubt, dass sie nicht dazu „passen“. Dabei steht zunächst die Frage danach, was Kalle glaubt, *wozu* das Genannte nicht passt. In diesem Sinne schreibt er bestimmten Mitgliedern der Lebenswelt eine Einigkeit zu, aus welcher andere wiederum herausbrechen und diese sogar mit ihrem Verhalten zu stören vermögen. Dabei schert er zunächst russische Gäste über einen Kamm, denen er ein großes finanzielles Vermögen zuschreibt und Höflichkeit aberkennt. Das hält er für etwas nervig („a bit annoying“), aber (und jetzt spricht er von Allen und nicht nur von sich selbst) man kann aufgrund der finanziellen Mittel der Gäste trotzdem damit umgehen. Er führt den Grund an dieser Stelle nicht weiter aus. Auf Basis von Beobachtungen und ethnographischen Gesprächen kann jedoch davon ausgegangen werden, dass er hier auf das Trinkgeld hinweist, was insbesondere bei russischen Gästen sehr hoch ausfallen kann und damit eine Art der „Entschädigung“ darstellt.

Neben den Gästen, die den Ort zu bestimmten Zeiten der Saison prägen, spricht Kalle zudem die Saisonarbeiter/innen an, die zur Beschaffenheit dieser kleinen Welt beitragen. Dabei thematisiert er zum einen die Motivation, die zur Entscheidung für das Leben im Ort geführt hat (die Motivation der Skilehrer/innen wird ausführlich in 7.5 thematisiert). Zum anderen geht es ihm in diesem Kontext um das Verhalten der Angesprochenen, denen er die Berechtigung

dazu zu passen zunächst aberkennt. Später im Interview erzählt er weiter, dass er (und nicht nur wie im Kontext dieses Zitates die Einheimischen) sich stark gestört fühlt von Kollegen/innen, die ihn in der Nacht aufgrund ihrer Lautstärke aus dem Schlaf holen. Das stört ihn besonders in der Hauptsaison, da er zu dieser Zeit täglich arbeiten muss und fit sein möchte. Liam hingegen erlebt diesen Umstand ganz anders. Als er von seinen alltäglichen Erlebnissen erzählt, kommt er darauf zu sprechen, dass er vor allem in der Hauptsaison jeden Tag ausgegangen ist. Auf meine Nachfrage, wieso er gerade in der Hauptsaison viel ausgeht, wenn fast jeder arbeiten muss, antwortet er:

L: It's cause we are just more people here. You just, it's just one of these, it's another subconscious level: you wanna meet new women. So you go out a lot more, you go to the places, where you gonna meet a lot more people, aren't you? So that's the thing.

I: Do you appreciate it that you can meet people or women or something and then they just leave a week after?

L: Yeah (..) yeah I can deal with that. (Transript Liam, Z. 422-428)

Spannend ist diese Aussage insofern, als dass Liam nicht davon spricht, dass etwa mehr Touristen in der Zeit der Hauptsaison im Ort sind, sondern er spricht von „wir sind mehr“ („we are just more people here“). Das lässt sich darauf zurückführen, dass in der Hauptsaison noch eine Vielzahl mehr Lehrer/innen in der Skischule angestellt ist, als während der gesamten Saison. Diesen Umstand scheint Liam zum einen sehr zu schätzen, da es ihm die Möglichkeit gibt, neue Menschen kennenzulernen, die anschließend wieder abreisen. Zum anderen zählt er diese Personen, womit scheinbar andere Skilehrer/innen gemeint sind, als zugehörig zu seinem „wir“. Er schließt sie damit in seine Lebenswelt und die damit kurzweilige Gemeinschaft mit ein.

Die meist wöchentlich wechselnden Touristen, die unterschiedlichen Nationen und Kulturen und die verschieden ausgeprägten Altersgruppen in Abhängigkeit von Schulferien und internationalen Feiertagen nehmen Einfluss auf die Lebenswelt der Menschen, die den gesamten Winter vor Ort verbringen. Ein Tourist, der seit 15 Jahren in der gleichen ersten Januarwoche nach St. Anton in den Urlaub fährt, erlebt den Ort St. Anton anders als ein Tourist, der seit 15 Jahren in der Osterwoche seinen Urlaub am gleichen Ort verbringt. Die Saisonarbeiter/innen sind diejenigen, die den Ort (im Winter) in all seinen Facetten erleben und sich seinen kulturellen Gegebenheiten und Unterschiedlichkeiten anpassen.

7.1.3 Die Normalitätskonstruktionen

Die Tatsache, dass sich der Tourismus und die Saisonarbeit zu großen Teilen auf die Wintermonate konzentriert, illustriert die Motivation vieler Besucher St. Antons: die Teilnahme am Schneesport. Das macht sich nicht nur in den Geschäften, den Fernsehkanälen und Veranstaltungsangeboten bemerkbar, sondern auch im Bild des Dorfes. An anderen Orten würde es womöglich sonderbar erscheinen, dass Menschen mit Helmen und Schutzbrillen bei 8 Grad mit versteiften Schuhen aus Plastik durch die Straße ziehen. In St. Anton habe ich während der langen und zeitintensiven Feldaufenthalte zwei Mal einen Menschen in einem Business Anzug gesehen. Das erste Mal in der Sparkasse, als ich Spenden für das Skilehrer/innenrennen einsammelte und das zweite Mal lief einer durch die Dorfstraße. Das erregte so stark meine Aufmerksamkeit, dass es mir nötig erschien, diesen Umstand zu notieren. Dieses zunächst trivial erscheinende Ereignis macht jedoch darauf aufmerksam, was im Dorf als „normal“ angesehen wird und was nicht. „Normal“ ist alles das, was mit dem Schneesport in Verbindung steht und damit eine Teilnahme am sportlichen Diskurs ermöglicht. „Unnormal“ ist all jenes, was von dieser Teilnahme offensichtlich ausschließt. Die Aufmerksamkeit auf das „Unnormale“ konnte ich am eigenen Leib mehrmals wöchentlich erfahren und zwar immer dann, wenn ich ohne sportliche Skibekleidung die Skischule betrat oder von mir bekannten Skilehrer/innen erspäht wurde, wenn ich gerade *nicht* im Kontext des Schneesportes unterwegs war. Dabei war es zumeist die unsportliche Kleidung, die mich entlarvte und mein Gegenüber dazu brachte mich zu fragen „ob ich denn heute gar nicht Skifahren war!“. Diese Irritation zeigt die für selbstverständlich angenommene Teilnahmemotivation der Skilehrer/innen. In der Lebens- und Arbeitswelt der Skilehrer/innen ist der Schneesport nicht nur der Aspekt, der die Arbeit und den Rang in der Skischule bestimmt, sondern zumeist auch der Aspekt, nach dem die Freizeit ausgelegt wird. Der Umstand der Teilnahmemotivation am Schneesportdiskurs erscheint damit als gegeben hingenommen und eine Nicht-Teilnahme am sportlichen Diskurs bleibt nur unter wenigen Umständen unhinterfragt.

Diese wenigen Umstände kommen dann zum Vorschein, wenn bei besten Wetter- und Schneebedingungen immer noch im Dorf und nicht auf dem Berg verweilt wird. In Cafés übrig bleiben: Hochschwangere, Verletzte oder Menschen mit Kleinkindern. Wer den Berg nicht stundenlang befahren, aufsteigen und bespielen kann (oder will), bleibt im Dorf und muss sich mit den wenigen Möglichkeiten, die das Dorf noch zu bieten hat, begnügen. Die Teilnahmebedingung am Sport selbst, auch wenn dieser freizeitmäßig betrieben wird, ist ein gewisses Maß an körperlicher Fitness, ein gewisses Maß an finanziellen Möglichkeiten und ein gewisses Maß an freier Zeit. Wer diese drei Bedingungen nicht erfüllt, kann nicht daran teil-

nehmen. Neben der Teilnahmemotivation gibt es andere Personen, die zum Beispiel aufgrund ihres Berufes nicht am Diskurs des Schneesportes teilnehmen wollen oder können. So sind Arbeiter/innen in Bergrestaurants- und hütten zwar den ganzen Tag auf dem Berg, nehmen jedoch nicht am Schneesporterlebnis teil. Hier unterscheidet sich die Beschäftigung der/der Skilehrers/in deutlich von anderen Berufen im Wintertourismusgewerbe.

Insbesondere die Voraussetzung eines gewissen Maßes an körperlicher Fitness und sei es nur der Umstand keiner Verletzung während der gesamten Saison, bestimmt die Saisonarbeit der Skilehrer/innen. Eine Verletzung, wie beispielsweise ein Beinbruch disqualifiziert nicht nur von den „Brettern, die die Welt bedeuten“, sondern auch von freizeithlichen Aktivitäten, wie der Teilnahme am Après Ski.

Eine Gefahr, die der Bergsport neben der Verletzungsgefahr im Winter mit sich bringt, ist die der Lawinenabgänge. Diese Gefahr steht dem Spaß und den Erlebnissen, die von der Skischule verkauft werden, entgegen. Nach dem Abgang einer Lawine außerhalb des Pistenbereichs Anfang März bin ich zufällig nach Geschäftsschluss im Skischulbüro und nehme an einer Unterhaltung über den Lawinenabgang teil. Dabei erzählen zwei Skilehrer, die Ersthelfer am Unglücksort waren von ihren Erlebnissen. Einer der Skilehrer hatte vor Abgang der Lawine mit seiner Offpiste-Gruppe den Hang befahren an dem die Lawine kurz danach abging. Aufgrund seiner Schneedeckenkenntnisse konnte er jedoch einschätzen, so erzählte er später, wie er den Hang zu befahren hatte, um die Gefahr zu minimieren. Der zweite Skilehrer fuhr unterhalb der Lawine seitlich in den Hang als diese abging. Beide eilten zur Hilfe. Die Gruppe, die die Lawine auslöste bestand aus vier Australiern ohne Skilehrer/in oder Skiführer/in. Keine der vier Personen wurde komplett verschüttet. Zwei von ihnen waren jedoch sichtlich verletzt. Nach dem typischen Vorgehen im Fall einer Lawine, also der Sicherung der eigenen Gruppe und der Verständigung der Pistenrettung, eilten die beiden Skilehrer den noch zum Teil von der Lawine verschütteten Australiern zur Hilfe. Zwei von ihnen waren unverletzt, die zwei anderen steckten noch in den Schneemassen. Die Lehrer teilten sich auf. Einer der Lehrer half einem Mann, der sichtlich verletzt war, denn Teile seines Körpers waren in verschiedene Richtungen verdreht. Der andere Lehrer blieb bei einer zum Teil verschütteten Frau. Sie blutete aus den Ohren und war nicht ansprechbar. Später erlag sie ihren tödlichen Verletzungen, die durch die Wucht der Lawine ausgelöst wurden. Nach dem Eintreffen der Hubschrauber konnten die Skilehrer zurück zu ihren Gästen und diese ins Tal führen.

An diesem Tag schien die Sonne und der Schnee war verlockend schön. Später notierte ich mir:

„Es ist bedrückend, denn wäre ich nicht zufällig dort gesessen, hätte ich nichts mitbekommen. Im allerhöchsten Fall von der Lawine selber, aber sie wär immer anonym geblieben. Jetzt hat sie Namen und Opfer und Helfer.“ (Feldnotizen 05.03.2015, Z. 6-8)

Diese Insiderinformationen zu dem Lawinenunglück, das sich an diesem Tag weit ab vom Liftbetrieb ereignete, hätten mich nicht erreicht, wenn ich nicht zufällig an diesem Abend nach Geschäftsschluss geblieben wäre. Zu Lawinenabgängen in St. Anton und in der Region gibt es keine offiziellen Informationen. Auch in der Skischule sickern Informationen zu Unglücken durch, werden aber nicht besprochen oder publik gemacht. Geht eine Lawine während des Liftbetriebs im Bereich der Pisten ab, werden neben der Bergwacht auch Skilehrer/innen mit einer höheren Ausbildung informiert, um vor Ort zu helfen. Lawinenabgänge abseits der Piste können jedoch unentdeckt für Gäste und auch Skilehrer/innen bleiben. Auch im Fall dieser Lawine hörte ich nie wieder etwas, weder von der Skischule noch in Gesprächen außerhalb der Skischulwände. Das ist insofern spannend, als dass nicht nur Informationen über Unglücke von Touristen ferngehalten werden, sondern ebenso von einem Großteil der Angestellten der Skischule. Die Gefahr von lebensgefährlichen Unglücken ist nicht Teil der Normalitätskonstruktionen, die zur Lebenswelt der Skilehrer/innen beitragen. Sie steht vielmehr dem entgegen, was die Skilehrer/innen verkaufen (sollen). Das ist die Freude, das Erlebnis, der Spaß, das Können und Wissen über und am Schneesport. Die Skilehrer/innen verfügen über ein Sonderwissen, welches zum Teil weitergegeben werden kann. Das Beispiel des Lawinenunglücks zeigt jedoch auch, dass es innerhalb der Skischule Kommunikationsgrenzen gibt, die nicht alle Kreise des Kollegiums durchdringen und damit einen inneren „wissenden“ Kreis von einem äußeren „nicht wissenden“ Personenkreis unterscheiden.

7.1.4 Das positive Eingesperrt-Sein

Die dorfbaulichen Strukturen, das Kommen und Gehen der Besucher und die Teilnahmebedingungen resultieren für viele der Saisonarbeiter/innen in einem Gefühl der Isolierung. Obwohl der Ort über eine gute infrastrukturelle Anbindung verfügt, verlassen nur wenige das Dorf mehrmals in der Saison. Das ist besonders unter Betrachtung der Möglichkeiten im Ort verwunderlich. Rosa, die einer deutschen Großstadt studiert und sich im Sommer als wesentlich aktiver und umtriebiger beschreibt, erklärt sich dieses „Nesthocken“ so:

„[...]ich bin jetzt seit sechseinhalb Wochen/acht Wochen hier. War noch kein einziges Mal quasi draußen und jetzt merke ich, ich hab auch mal Bock mal woanders zu sitzen, mal ein Kaffee trinken zu gehen. Obwohl ich das hier machen könnte, aber du bist einfach quasi gefangen also eingesperrt, aber positiv. [...] Also man ist wie so ein

bisschen wie in einer Stadtgrenze eingesperrt. [...] Also ich glaube das Leben ist sehr intensiv hier.“ (Transkript Rosa, Z. 217-225)

Rosa macht mit ihrer Erklärung eine klare räumliche Trennung von Draußen und Drinnen auf. Für sie selber erscheint es merkwürdig und unverständlich, dass sie nie „raus“ fährt, denn obwohl sie Lust dazu hätte, wird sie von etwas zurückgehalten. Ihrer Beschreibung suggeriert ein externes Einwirken, was sie davon zurückhält, die „Stadtgrenze“ nach Draußen zu übertreten, was sie jedoch positiv erlebt und letztendlich mit der Intensität des Lebens in St. Anton begründet.

In Gesprächen mit Saisonarbeiter/innen und Skilehrer/innen taucht immer wieder die Umschreibung der Lebenswelt als „die Blase“ oder „the bubble“ auf. Diese Isolierung, wie zum Beispiel im Fall von Rosa wird nicht als Nachteil oder gar negativer Nebeneffekt wahrgenommen, sondern positiv konnotiert. Wie auch schon Liam scheint es Rosa in St. Anton und in der Lebens- und Arbeitswelt der Skilehrer/innen wesentlich leichter zu fallen, sich von äußeren Relevanzsystemen (und „äußere“ meint hier außerhalb von St. Anton) zu lösen. Dabei ist es nicht nur der alternative Lebensweg zum klassischen Bildungsweg, sondern auch die unterschiedlich relevanten Themen in einem Ort an den Menschen als Austritt aus ihrem Alltag kommen.

Nach einigen Wochen in St. Anton fuhr ich für einige Tage zu meinen Eltern, etwa 500 Kilometer entfernt von Tirol. Auf der vierstündigen Fahrt hörte ich Radio und dementsprechend viele Nachrichten. Es war schockierend. Es folgt ein kurzer Auszug aus anschließend angefertigten Feldnotizen:

„Habe in den letzten zwei Wochen NICHTS von der Welt mitbekommen. Nichts von den Wahlen in Griechenland, der Waffenruhe in der Ukraine oder dem Terroranschlag in Kopenhagen. Die Augen öffnen ist erschreckend.“ (Feldnotizen 16.02.2015, Z. 7-9)

Diese Fahrt raus aus der Blase war ein Ritt zurück in die Realität. Fern ab von Bergen, Schnee und jetzt so trivial erscheinenden Sorgen hatte sich so einiges ereignet. Erschreckend war hierbei nicht die Tatsache, dass so etwas überhaupt passieren konnte, schockierend war vielmehr die Tatsache, wie einfach es war, sich davon zu stehlen. Jetzt und noch viel mehr als zuvor, erschien St. Anton wie eine Blase, die zwar nicht geplatzt war, aber in die es galt erst einmal wieder zurück zu gelangen.

7.1.5 Zusammenfassung

Die dorfbaulichen Strukturen des Ortes St. Anton visualisieren seine touristische Ausrichtung. Die Verkehrsregelung im Ortszentrum lässt eine Priorität der Fußgänger vermuten. Das Erscheinungsbild der Personen aufgrund ihrer Kleidung und die kommerzielle Ausrichtung der meisten Gebäude in der Hauptfußgängerzone unterstützen das Bild eines überwiegend auf den Tourismus ausgerichteten Ortes.

Die Wintersaison ist nicht nur in Phasen der Haupt- und Nebensaison unterteilt, sondern unterscheidet sich in den verschiedenen Wochen des Winters stark in der jeweilig dominierenden Besuchernationalität. Beobachtungen und Gespräche konnten zeigen, dass dieser Aspekt Einfluss auf das Verhalten und die Lebenswelt der Skilehrer/innen nimmt.

Das Hinterfragen dessen, was von Skilehrer/innen als „normal“ und als „unnormal“ angesehen wird, brachte die impliziten Normalitätskonstruktionen dieser Lebenswelt hervor. Insbesondere Brüche, wie das Ereignis eines Lawinenunglückes, machen auf diese Normalitätskonstruktionen aufmerksam und konnten die Kommunikationsgrenzen innerhalb der Skischule aufzeigen.

Die Selbstbeschreibung des Skilehrer/innen-Lebens als „Leben in der Blase“ konnte anhand der unterschiedlich wirkenden Relevanzsysteme im „Innen“ und „Außen“ erklärt werden. Die Skilehrer/innen erleben ein positives Gefühl der Isolierung nach Außen (außerhalb der Stadtgrenze), welches nach Ende der Saison oder beim Austreten aus der Blase verschwindet.

7.2 „What the hell is going on here?“⁸

Der folgende Ergebnisteil gibt einen tieferen Einblick in das zuvor thematisierte „Innere der Blase“, in der die Lebenswelt der Skilehrer/innen konstituiert ist. Dabei wird sich auf Momente, Eigenschaften und Gewohnheiten bezogen, die mir in meiner Zeit der Feldaufenthalte besonders skurril oder unerklärlich erschienen. Zunächst wird dazu ein typischer Ablauf eines Après Ski – Besuches⁹ der Skilehrer/innen beschrieben, um die Routinen und Selbstverständlichkeiten aufzuzeigen, nach denen gehandelt wird.

Anschließend geht es um Beobachtungen von Ereignissen, die sich während der Saison zuge tragen haben und einen Eindruck von der Lebenswelt geben können, in der sich die Skilehrer/innen aufhalten. Dabei ist es vor allem das Skurrile, das Auffällige und das Witzige, was an dieser Stelle seinen Platz findet.

⁸ In Anlehnung an Geertz (vgl. Amann/ Hirschauer 1997: 20).

⁹ Die Beobachtungen und Fotos wurden an verschiedenen Tagen innerhalb der Saison 2014/2015 erhoben.

7.2.1 Nach dem Skifahren ist vor dem Après Ski

Der Arbeitstag eines/einer Skilehrer/in endet spätestens um 16 Uhr. Danach gibt es noch die Möglichkeit privat Fahren zu gehen, die Lifte schließen jedoch um 16 Uhr 15. Eine Alternative zum Verweilen in den Skischulunterbringungen bietet die Möglichkeit des Après Ski. Das ist in St. Anton im Winter täglich in verschiedenen Restaurants und Bars auf dem Berg oder im Dorf möglich.

Der Donnerstag ist der Tag in der Woche, an dem mehr Skilehrer/innen zum Après Ski gehen, als an anderen Tagen. Diese Gewohnheit stammt aus einer Zeit, als die nun immer noch aufgesuchte Bar am Donnerstag Spezialpreise für Saisonarbeiter/innen anbot. Wer sich als Saisonarbeiter/in mit Hilfe einer Staff Card, die nach Vorweisen einer Arbeitsbescheinigung erhalten werden kann, ausweisen konnte, bekam vergünstigtes Bier und günstigeren Schnaps. Diese Spezialpreise an Donnerstagen gibt es nicht mehr und dennoch ist der Donnerstag der beliebteste Tag für den Après Ski der Saisonarbeiter/innen geblieben.

Nach dem Arbeiten müssen sich die Lehrer/innen im Büro der Skischule zurückmelden und die Tickets, die sie von ihren Gästen bekommen haben, abgeben. Das muss bis spätestens 17 Uhr geschehen, da um diese Zeit die Skischulbüros und das Skidepot schließen. Die Lehrer/innen müssen also zunächst den Berg verlassen, um sich zurückzumelden und ihr Equipment im Depot zu verstauen. Der Après Ski der Skilehrer/innen geht demnach, anders als bei den meisten Touristen, nicht direkt nach („après“) dem Skifahren los, sondern mit Verzögerung. Einige der Lehrer/innen begeben sich in dieser Zeit noch einmal in ihre Zimmer, um sich ihrer Uniform zu entledigen oder um zu schlafen oder zu essen, bevor es losgeht. Andere nutzen die Zeit, um ein „Pre Après Ski“ mit Kollegen/innen zu verbringen. Bei guten Wetter und zum Ende der Saison, wenn die Sonne Parkbänke und Grünanlagen schon von ihrer weißen Schicht befreit hat, kann dieses Zusammenkommen draußen stattfinden.

Bei kaltem Wetter und zu Beginn der Saison, wenn die Sonne noch am frühen Nachmittag untergeht, treffen sich die Skilehrer/innen in ihren Zimmern zum „Pre Après Ski“. Vom Skilehrerhaus aus kann dann der Bus auf den Berg genommen werden. Die besagte Bar, die an Donnerstagen aufgesucht wird, liegt neben der Piste unweit vom Tal entfernt. Neben der Möglichkeit über den Weg der Piste dorthin zu gelangen, gibt es die Möglichkeit mit dem Taxi oder dem Skibus zu einer nahegelegenen Straße zu fahren. Von dort aus kann innerhalb von 5 Minuten zu Fuß die Piste und die Bar erreicht werden. Die Musik und die Menschen sind schon vor Erblicken des Gebäudes zu hören.



Abbildung 1 Après-Ski Bar

Die Piste, die den Gehweg von dem weißen Gebäude trennt, ist übersät mit Ski, Stöcken und Snowboards. Es bleibt nur noch eine kleine Lücke zum Befahren der Piste, die in das Tal führt. Das Foto zeigt die Bar am frühen Nachmittag, wenn die „Happy Hour“ von 15:30 bis 16:30 mit vergünstigten Getränken lockt. Sobald die Sonne hinter dem Berg verschwunden ist, bewegen sich viele der Gäste in die Innenräume. Auch nach Einbruch der Dunkelheit finden einige ihren Weg auf den Berg.

Das Foto ist auf dem Weg von der Bushaltestelle zu der Bar entstanden, nachdem ich den letzten Skibus, der auf den Berg führte, genommen habe. Fast alle Fahrgäste des Busses steigen mit mir an der gleichen Bushaltestelle aus und bewegten sich von dort aus in die gleiche Richtung. Eine Gruppe von ca. 50 Personen pilgerte gemeinsam in der Dunkelheit zielsicher auf die Bar neben der Piste zu.



Abbildung 2 Der Weg zum Après Ski

Der Innenbereich ist bereits so voll, dass es einige Minuten dauert bis ich es durch die Eingangstür schaffe. Von dort an werde ich mit einem Fluss mitgerissen, der sich von der Eingangstür um die gesamte Bar, bis hin zu den Toiletten und einer Treppe, die in ein zweites Stockwerk führt, durchzieht. Es ist warm, die Leute schwitzen und es ist so laut, dass eine Unterhaltung schwer fällt. Die Musik ist eine Mischung aus aktuellen Radiohits und 80er Jahre Rock. Einige Personen tragen Ski- oder Snowboardschuhe und Skibekleidung, andere tragen Straßenkleidung und wieder andere tragen Kostüme oder sind bis auf die Unterwäsche ausgezogen. Der Boden ist rutschig und mit Glasscherben übersät. Auf dem Weg zum ande-

ren Ende der Bar werde ich mit Bier und anderen Getränken begossen. Die Leute tanzen ausgelassen auf Bänken, Stühlen, Tischen und auf der Bar. Als ich das andere Ende erreiche und vom Strudel, der mich bis hierhergebracht hat, ausgespuckt werde, trete ich zwei Treppenstufen hinauf, um einen besseren Blick zu erlangen.



Abbildung 3 Verhüllen und Entkleiden



Abbildung 4 Der nackte Mann



Abbildung 5 Die Ruhezone

Neben mir stehen zwei junge Männer auf einer Bank und tanzen ausgelassen. Einer von ihnen trägt einen engen, glänzenden Ganzkörperanzug. Der andere ist gerade dabei seine Skihose auszuziehen und tanzte anschließend in Unterhose weiter. Der Rest seiner Kleidung liegt unter der Bank im Scherben- und Matschgemisch. Den zwei jungen Männern wird wenig Beachtung geschenkt und auch meine Aufmerksamkeit richtet sich schnell auf die Bar. Hier tanzte neben einem Mann in Lederhosen und einem jüngeren Mann, der sich gerade mit einer Girlande die Hose schmück, ein älterer Herr. Er trägt eine neon-orange Mütze, einen Tanga und dicke Winterschuhe. Auch ihm wird nur wenig Beachtung geschenkt. Die Leute um ihn herum sind damit beschäftigt, an der Bar Getränke zu bestellen, zu tanzen oder sich von der von der Seite der Eingangstür den Weg zu den Toiletten und wieder zurück zu bahnen.

Die Leute grölen die Lieder mit, tanzen, küssen sich, erheben ihre Gläser oder springen von höheren Punkten mit ausgestreckten Armen und Beinen auf die Massen. Als ich mich die Treppe bis nach oben bewege, ist der Unterschied erschreckend. Die obere Etage ist fast leer. Auch hier gibt es eine Bar an der Getränke gekauft werden, Sitzmöglichkeiten und Platz zum Tanzen.

Die einzigen zwei Gäste, die sich hier jedoch aufhalten, sind ein SMS-schreibender Hund und ein schlafender junger Mann. Dieser Bereich der Bar scheint, obwohl er alles bietet, was es unten auch gibt (Musik, Getränke, Tanzfläche, Tische und Bänke), ein Bereich zu sein, der zum Pause machen oder zur Erholung genutzt wird. Als Bereich des Feierns, Trinken und Tanzens wird er von den Gästen im Gegensatz zur unteren Etage nicht wahr- bzw. angenommen.

Ab ca. 20 Uhr spielt die Bar ruhigere Musik und machte über Lautsprecheransagen (auf Englisch) darauf aufmerksam, dass die Bar bald schließt. Der Prozess des Schließens der Bar und bis alle Besucher die Bar verlassen haben, dauerte fast eine Stunde. Für die Besucher, die mit oder ohne Schneesportgeräte zum Feiern gekommen sind, gibt es nun verschiedene Möglichkeiten ihren Weg ins Dorf zu finden. Möglichkeit Nr.1: Das Taxi. Das ist die teuerste und unter Umständen auch zeitintensivste Variante, da zur gleichen Zeit dutzende Menschen ein Taxi benötigen. Möglichkeit Nr.2: der Nachtbus. Die im Vergleich zum Taxi kostengünstigere Variante bietet der Nachtbus. Diese Möglichkeit bedarf zum einen erst das Wissen darüber, dass ein Nachtbus überhaupt angeboten wird und zum anderen einige zeitliche Planung. Nur wenige Après Ski Besucher nehmen die Möglichkeit des Nachtbus wahr. Möglichkeit Nr.3: die Fahrt ins Tal. Wer noch mit Ski oder Snowboard unterwegs ist, kann diese nutzen, um ins Tal zu gelangen. Das ist je nach Können und Alkoholkonsum mitunter ein schwieriges bis gefährliches Unterfangen. Die Piste ist zu dieser Uhrzeit noch nicht wieder präpariert und je nach Wetter- und Schneelage eisig oder hügelig. Möglichkeit Nr.4: zu Fuß ins Tal. Wer zu Fuß unterwegs ist, aber weder ein Taxi noch den Bus nehmen möchte, hat die Möglichkeit über die Piste ins Tal zu laufen. Diese Möglichkeit wird von vielen Besuchern wahrgenommen. Dazu müssen die Fußgänger ein kurzes steiles Stück einer roten Piste und ein längeres Stück einer blauen Piste beschreiten. Auf dem Steilstück kommt ein Großteil zu Fall und rutscht den restlichen Weg ins Dorf.



Abbildung 6 Der Weg ins Dorf

Die ins Tal Fahrer und Geher ergeben ein lautes Gewusel auf der Piste. Es ist dunkel, Licht spenden lediglich die Schneekanonen die literweise Schnee in die Luft pusten. Das monotone Summen der Schneekanonen wird von Rufen, Schreien und Gesang der Hinunterkommenden gebrochen. Viele stürzen oder kommen von der Piste ab, andere rennen in geübten Schritten

ohne sichtliche Probleme über den Schnee. Ganz oben hat ein Snowboardfahrer Probleme, sein Board anzulegen. Es rutscht ihm aus der Hand und rauscht wie ein Geschoss die Piste herunter. Neben dem linken Lichtkegel im Bild befindet sich die Talstation einer Gondel. Hier endet die Piste und es bildet sich ein Treffpunkt für alle von oben Kommenden. Es ist laut, die Leute liegen sich in den Armen, freuen sich über ihr Wiedersehen oder sind auf der Suche nach ihren Freunden oder Teilen ihres Equipments. In einer der Zufahrtstraßen zur Talstation reihen sich Taxis in eine Schlange und warten auf Kundschaft. Ein Krankenwagen steht direkt am Ende der Piste und versorgt Verletzte. Zudem laufen zwei große Männer mit grell gelben Westen auf denen groß „Security“ steht durch die Menschentraube und versuchen, die Lautstärke einzudämmen. Nach und nach löst sich das Gemenge und die Leute ziehen in verschiedene Richtungen ab.

Es ist jetzt ca. halb 10. Einige der Skilehrer/innen ziehen noch weiter, um etwas zu essen oder auszugehen. Ein Großteil der Après Ski Besucher macht sich auf den Weg nach Hause. Das ist dahingehend eine Besonderheit, wenn man das Ausgehverhalten äquivalenter Gruppen in anderen Orten oder Städten betrachtet. Dort wird um diese Uhrzeit der Prozess des Feierns erst begonnen und nicht beendet. Ein Grund für den anderen zeitlichen Rhythmus kann die Ausrichtung an dem Skibetrieb sein. Für die Saisonarbeiter/innen ist diese zeitliche Verschiebung der Feierkultur von Vorteil, da trotz der Teilnahme am Après Ski am nächsten Tag ausgeschlafen zur Arbeit erschienen werden kann.

7.2.2 „Es gibt nichts, was es nicht gibt.“

„Es gibt nichts, was es nicht gibt.“, sagt Markus, ein Snowboardlehrer aus Österreich. Markus arbeitet seit fünf Saisonen in St. Anton und wird später in diesem Winter seine sechste Saison frühzeitig abbrechen. Er hat keine Lust mehr. Keine Lust auf die Gäste, keine Lust auf Skischule und keine Lust auf die Wohnsituation. Als ich mit einer Gruppe von Snowboardlehrern zusammen sitze, erzählt Markus von seinem Tag. Er hat eine Anfängergruppe unterrichtet und in seiner gesamten Laufbahn als Snowboardlehrer ist es ihm zum ersten Mal passiert, dass einer seiner Gäste versuchte, auf der falschen Seite des Schleppliftes um die Säule zu fahren. Das Seil, an dem sich der Snowboardlehrling festhielt, wickelte sich um die Säule und resultierte in einem verhedderten Gast, einem außer Gefecht gesetzten Lift, einem wütenden Liftler und einem fassungslosen Snowboardlehrer.

Insbesondere in der Kinderskischule ereignet sich häufig Unerwartetes. Die Kindergruppenkurse gehen in der Mittagszeit gemeinsam Essen. Hierfür gibt es extra Gebäude oder reservierte Bereiche in Restaurants. Die kleinen Kinder ziehen vor dem Essen ihre Skischuhe und Skibekleidung aus. Dabei brauchen sie oft Hilfe, so dass der/die Skilehrer/in bis zu 12 Kinder

innerhalb einer Stunde ausziehen, mit Essen versorgen und wieder anziehen muss. Einer der Skilehrer/innen wird jeden Tag ausgewählt, um in das Kostüm des Maskottchens „Hoppel“ zu steigen.

Hoppel (in blau und zusammen mit „Kiki“, dem Maskottchen einer anderen Skischule) spielt, tanzt und verteilt Süßigkeiten an die Kinder. Zwischen der Horde Kinder sitzen die Skilehrer/innen auf Miniaturmöbeln, verspeisen ihre Fischstäbchen mit Ketchup und machen sich bereit die Kinder wieder anzuziehen. Hierbei können für den Skispaß fatale Fehler unterlaufen.



Abbildung 7 Hoppel und Kiki



Abbildung 8 Die Kinderskischule

Das Foto zeigt eine Gruppe Kinder, die gerade dabei ist, ihre Skibekleidung wieder anzulegen. In der Mitte sitzt ein noch nicht wieder angezogener Skilehrer und macht ein Foto von einem der Kinder. Der Fokus liegt dabei auf den Schuhen des Kindes, denn diese hat der Junge falschherum angezogen. Was schon bei normalen Schuhen zu Irritationen in den Bewegungsabläufen führen kann, ist höchst hinderlich beim erfolgreichen Skilauf.

Ein weiteres Phänomen, auf das ich immer wieder mit Verwunderung stieß, ist die Verkleidungslust einiger Besucher St. Antons. Unabhängig von bekannten internationalen Feiertagen und der Faschingszeit mischen sich verkleidete Schneesportler unter den Rest der bunt bekleideten Masse. Eine besonders auffällige und besonders große Gruppe war eine Gruppe von ca. zehn Personen, die Ende Januar für einige Tage immer wieder auf der Piste und im Dorf zu sehen war. Auffällig war die Gruppe besonders aufgrund ihrer Verkleidung als Straßenpylonen.



Abbildung 9 Die Straßenpylonen

Die Fotos (aus der Ferne und mit einer Handykamera aufgenommen) zeigen die Pylonen gegen 20:30 am Fuß der Piste. Sie tragen ihre Ski und Stöcke bei sich und haben sichtlich Probleme geradeaus zu laufen. Das erste Bild zeigt das Gebäude des Wellnesscenters. Bei genauem Hinsehen lässt sich erkennen, dass ein Mitglied der Gruppe im Innenbereich an der Information des Wellnesscenters steht. Das zweite Bild zeigt eine Pylone, die ich wenig später etwas entfernt vom Rest der Gruppe treffe.

Eine weitere Gruppe, die sich zueinander zugehörig verkleidete, war im März vor Ort. Dabei handelte es sich um vier Männer zwischen 50 und 65 Jahren, die als „Teletubbies“¹⁰ verkleidet ihren Skisport betrieben. Die vier Herren fuhren auf der Piste stets in einer Reihe hintereinander und erregten die Aufmerksamkeit vieler anderer Besucher, die mit ihren Kameras oder Mobiltelefonen Fotos von der bunten Gruppe des älteren Semesters machten.

Bis zum letzten Tag der Saison, den ich in St. Anton verbrachte, traf ich regelmäßig auf verkleidete Personen oder Gruppen, die meine Aufmerksamkeit aufgrund ihres Auftretens auf sich zogen. Eine Verkleidungskultur, die insbesondere von englischen Gästen gepflegt wird, wäre in diesem Zusammenhang und im Vergleich mit dem alltäglichen Auftreten der Akteure spannend zu betrachten. Spannend ist dabei zudem die Frage, ob das Verhalten der Teilnehmer/innen während des Après Skis, das von Eskalation, Trunkenheit und Freizügigkeit geprägt ist, von diesen so auch an anderen Orten ausgeführt wird, oder ob sich das Verhalten an diesem Ort, zu jener Zeit, mit diesen Menschen aus der Konstellation der verschiedenen Komponenten ergibt oder gar dazu verführt.

¹⁰ Die „Teletubbies“ sind Figuren einer britischen Fernsehserie für Kleinkinder.

7.2.3 Zusammenfassung

Der in weiten Teilen verbreitete Aprés Ski in St. Anton steht dem Klischee des österreichischen, Schlagermusik tönenden Aprés Ski gegenüber. Das junge, internationale Publikum tanzt und feiert in exzessiver Weise zu aktueller Popmusik und alten Rockklassikern. An einem festen Tag nimmt eine Vielzahl der Skilehrer/innen an diesem Ereignis teil. Dazu wird sich gemeinsam darauf vorbereitet und gemeinsam der Weg zur Bar und von der Bar nach Hause bestritten. Das Erleben der lauten, vollen und alkoholisierten Atmosphäre wird untereinander und mit temporäreren Besuchern geteilt. Gegenüber den Touristen verfügen die Skilehrer/innen, so wie andere Saisonarbeiter/innen, die häufig am Aprés Ski teilnehmen über ein Sonderwissen. Sie wissen, wie die Bar am Berg ohne Ausrüstung erreicht werden kann, sie wissen an welchen Tagen voraussichtlich die meisten Gäste kommen und sie wissen, wie der Berg mit verringerter Verletzungsgefahr wieder verlassen werden kann.

Der Aprés Ski ist neben dem Teilen eines gemeinsamen Ereignisses und dem Verfügen über ein Sonderwissen vor allem eins: skurril. Besonders die nüchterne (in diesem Sinne: nicht alkoholisierte) Beobachtung einer Aprés Ski Veranstaltung lässt dieses Zusammenkommen vieler Personen auf engem Raum, die toben, trinken, tanzen, weinen, sich ausziehen, küssen, fallen, kotzen, schreien und sich freuen weniger ästhetisch als viel mehr animalisch erscheinen. Und skurril sind diese Beobachtungen dann, wenn der Skilehrer, der gestern einer der „Wilden“ war, heute eine Gruppe vier Jähriger beim Mittagessen den Erbsenreis auf die Gabel schiebt.

Skurril ist nicht nur das Erleben der Lebenswelt als Beobachterin, sie ist es häufig auch für die Mitglieder selber. Neben Ereignissen, die sich während des Skiunterrichts zutragen, ist es das Zutun der Gäste, die während ihres Urlaubs durch alkoholisierte Auftritte und auffällige Verkleidungen das Bild des Ortes prägen.

7.3 Die Diskrepanzen im Leben der Skilehrer/innen

Die Arbeit und das Leben der Skilehrer/innen werden in vielerlei Hinsicht von der Organisation der Skischule beeinflusst. Um dieses Zusammenwirken zu beschreiben, wird in den nachfolgend genannten Beispielen zunächst die Diskrepanz zwischen den von den Mitgliedern der Lebenswelt kommunizierten Relevanzsystemen und den vorgegebenen Strukturen thematisiert. Diese Diskrepanz zeigt sich zum einen zwischen den Erwartungen der Skischule an ihre Lehrer/innen und dem Verhalten dieser und zum anderen zwischen den Erwartungen der Skilehrer/innen an ihren Beruf und der Ausübung desselben.

Im anschließenden Abschnitt wird die Symbolik, die durch das Tragen der Uniform der Skilehrer/innen suggeriert wird, hinterfragt. Neben der äußerlichen Gleichheit spielen hierarchische Strukturen und Abgrenzung eine Rolle.

Um einen Einblick in die wohnliche Situation der Skilehrer/innen zu geben, beschäftigt sich der letzte Abschnitt dieses Kapitels mit dem Privatleben der Skilehrer/innen. Die Art der Unterbringung, die Grenzen der Privat- und Intimsphäre und die Kontrolle durch die Skischule werden in Zusammenhang mit den Relevanzsystemen und der Selbsterklärung der Skilehrer/innen gebracht.

7.3.1 Die Erwartungen und die eigene Verwirklichung

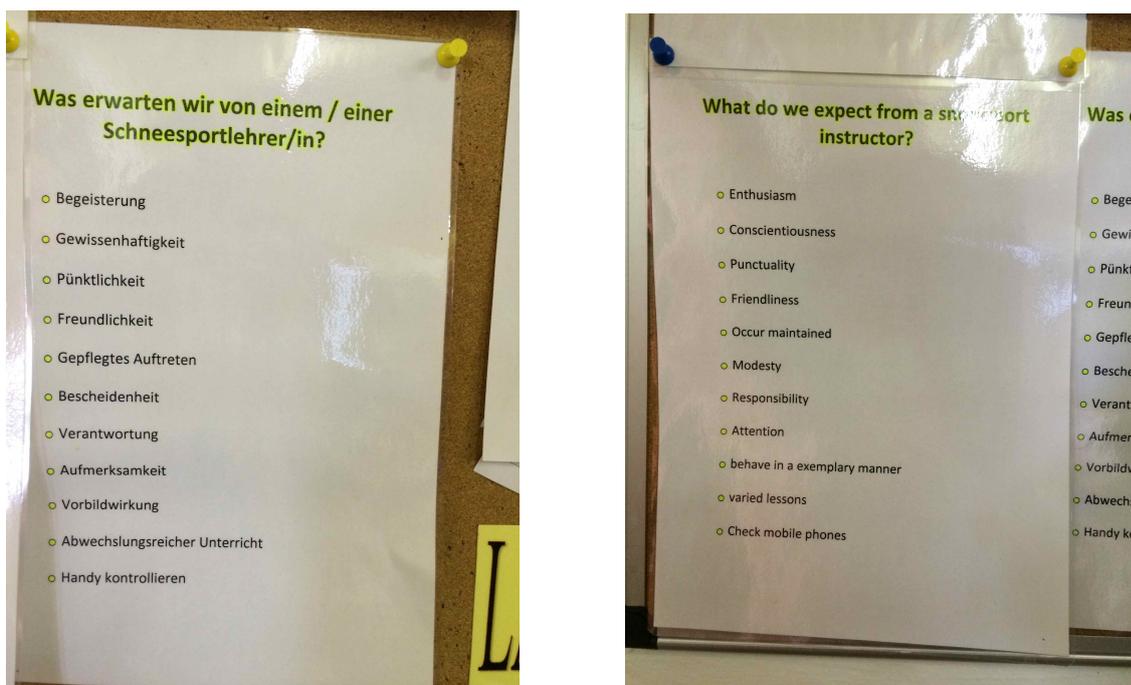


Abbildung 10 Erwartungen an die Schneesportlehrer/innen

Dieses Bild von den Erwartungen der Skischule an die Schneesportlehrer/innen schoss ich im Skidepot der Skischule, welches die Anlaufstelle vieler Skilehrer/innen ist. Der Aushang tauchte etwa sechs Wochen nach Beginn der Saison am schwarzen Brett der Skischule auf, das zur Kundgabe allgemeiner Informationen (Lawinenlage, Wettervorhersage, etc.) dient.

Der Aushang besitzt eine Überschrift, aber keine Unterschrift. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass in diesem Fall das „wir“ für die Leitung der Skischule und die Einteiler der verschiedenen Abteilungen steht. Die in diesem Aushang angesprochenen Erwartungen sprechen verschiedene Bereiche an, die sich zum einen auf die Arbeit selbst und zum anderen auf die Persönlichkeit der Skilehrer/innen beziehen. Andere Aspekte sind Reaktionen auf Probleme, die sich aus der Organisation der Unterrichtsstunden ergeben.

Der Punkt des „gepflegten Auftretens“ ist ein besonderes Anliegen des Skischulleiters. Skilehrer/innen, die seinen Anforderungen des äußerlichen Erscheinens nicht genügen, werden in einem persönlichen Gespräch darauf hingewiesen. So ist es den Lehrer/innen verboten, ihre Hosenträger (die an den Skischulhosen befestigt sind) aus der Jacke hängen zu lassen oder sie zu entfernen. Einige der Lehrer/innen, die meist schon länger in der Skischule angestellt sind, bekommen Skianzüge in verschiedenen Ausführungen für verschiedene Wetterlagen. Die Mehrheit bekommt einen Anzug, der insbesondere für sehr kaltes Wetter bestimmt ist. Auch an warmen Tagen ist es den Lehrer/innen verboten, mit offener Jacke zu fahren oder sie ausziehen.

Über den Punkt der „Bescheidenheit“ diskutierte ich einige Male mit Skilehrer/innen, die ich im Skidepot traf. Während einige der Lehrer/innen sich den Punkt der Bescheidenheit mit der Forderung nach Zurückhaltung beim Mittagessen mit Gästen erklärten, fühlten sich andere in ihrer Privatsphäre angegriffen. Ob die Skischulleitung nun das eine oder andere mit der Formulierung dieser Erwartung erreichen will, bleibt ungeklärt. Besonders widersprüchlich steht die Ausformulierung der Erwartungen an die Charaktereigenschaften der Skilehrer/innen der Tatsache gegenüber, dass vor Beginn des Arbeitsverhältnisses nach keinen persönlichen Einstellungen gefragt wird. Das Einreichen eines Lebenslaufes und eines Skilehrerzeugnisses ist ausreichend.

Auch der Punkt des „Handy kontrollieren“ verdeutlicht eine Diskrepanz. Hier fordert die Leitung von ihren Lehrer/innen eine ständige Erreichbarkeit über ihre Mobiltelefone, um diese über neue Buchungen zu informieren. Dieser organisatorische Aspekt verläuft häufig problematisch und mit großem Aufwand für die Büromitarbeiter, wenn die Lehrer/innen nicht erreichbar sind. Den Skilehrer/innen ist es erlaubt, den Bereich der Skischule zu verlassen, gleichzeitig wird erwartet, dass sie erreichbar sind und zum Unterrichten innerhalb kurzer Zeit zur Skischule zurückkehren können. Viele der Lehrer/innen, die am Morgen keine Gäste bekommen, gehen privat Ski oder Snowboard fahren und bewegen sich weit von der Skischule weg. Auch die Lehrer/innen, die sich entscheiden nach Hause, zum Beispiel in eines der Skilehrerhäuser zu fahren, brauchen von dort aus einige Minuten, um zur Skischule zurück zu kehren. Hier widersprechen sich die an die Skilehrer/innen gestellten Erwartungen und das ausgeführte Verhalten dieser schon aufgrund organisatorischer Entscheidungen.

Eine weitere Diskrepanz zwischen den Erwartungen und eigenen Verwirklichungen sehe ich in den Erwartungen der Skilehrer/innen an ihren Beruf selbst. Während der Beruf auf der einen Seite als abenteuerlich, ereignisreich und sportlich imaginiert wird, beinhaltet er viele Momente, in denen er genau das nicht ist. Interview- und Gesprächspartner erzählten mir von

der Freiheit, der Selbstgestaltung, der Dynamik und Ungebundenheit, die sie treibt und die den Beruf des/der Skilehrers/in so reizvoll macht. Diese Charaktereigenschaften, die dem Beruf nicht nur von den Akteuren selbst, sondern auch von außen zugeschrieben werden, sind häufig nicht zu finden. Ein Aspekt, der dieser Selbst- und Fremdzuschreibung entgegen steht, ist der des Wartens. Das Warten findet zu unterschiedlichen Zeitpunkten und Orten statt. So zum Beispiel während des Unterrichtens von Gästen.

Das Bild zeigt einen Skilehrer mit zwei Gästen seiner Gruppe. Die übrigen Gäste (nicht auf dem Bild) hängen noch am Hang, mehrere Hundert Meter entfernt. Es regnet und der Schnee, der hier zu sehen ist, ist nass und warm und wird nur noch durch tägliche Präparierungen gehalten. An dieser Stelle der Piste lassen sich häufig wartende Skilehrer/innen antreffen, da



Abbildung 11 Warten

sie das Ende eines kurzen Flachstückes ist. Mutige oder Erfahrene geben Schwung und schaffen das Vorgehen bis zum nächsten Lift. Der Rest muss stapfen. Vor allem im Gruppenunterricht, da hier mehr Menschen aufeinander treffen, und mit unerfahrenen Gästen ist das Warten ein großer Bestandteil der Arbeit.

Ein weiterer großer Bestandteil des Wartens findet im Skidepot der Skischule statt. Hier lagert eine Vielzahl der Lehrer/innen ihre Ausrüstung. Der mit Ski- und Snowboardschuhen, Ski und Snowboards, Helmen und Handschuhen, privater Skikleidung und Skiuniform gefüllte Raum befindet sich hinter einem der Verkaufsräume der Skischule und wird von diesem durch eine Schiebetür getrennt.



Abbildung 12 „Have a nice day“

An der gegenüberliegenden Wand der Schiebetür prangert in großen Buchstaben der Schriftzug „Have a nice day“. Bevor der Unterricht zwischen 9 Uhr und 10 Uhr beginnt und nach

Beendigung dessen zwischen 15 Uhr und 16 Uhr ist das Depot nicht nur gefüllt mit Equipment, sondern auch mit Lehrer/innen, die versuchen, dieses an- bzw. abzulegen. Die Luft ist feucht und riecht nach Ausdünstung, da die Skischuhheizer versuchen, über Nacht die Nässe aus den Schuhen zu treiben. Der Boden ist mit Gummimatten ausgelegt, zwischen denen Müll und viele bunte Papiere stecken. Die bunten Papierreste stammen vom „Hoppe candy“ - die Süßigkeit, die täglich vom skischuleigenen Maskottchen „Hoppe“ an die jungen Skischulgäste verteilt wird und ein beliebter Snack im Skischulkollegium ist. In der morgendlichen Rushhour wird nicht viel gesprochen und sich auf die Suche nach dem eigenen Equipment konzentriert. Jede/r Lehrer/in muss einmal den schmalen Weg, der neben den Skiständen durch das gesamte Skidepot führt, bestreiten, um auf den Plan schauen zu können, der Auskunft über die Buchungen des Tages beinhaltet. Wer an diesem Tag keine Arbeit zugebilligt bekommen hat, bleibt im Skidepot und wartet auf mögliche Gäste. Es ist jetzt wieder weniger los im Depot und die Luft hat Zeit, sich auszutauschen. Anstelle von Ski- und Snowboardschuhen hängen jetzt Sneaker und dicke Winterschuhe an den Wänden. Die Lehrer/innen ohne Arbeit müssen mindestens 1,5 Stunden warten, bis sie die Skischule verlassen dürfen. Sie können durch den Schlitz in der Schiebetür erspähen, ob Gäste in die Skischule kommen oder nicht. Bucht ein Gast eine Stunde, kommt die Sekretärin durch die Schiebetür in das Depot und wählt eine/n Lehrer/in aus. Unter den Wartenden wird diese Zeit auch als das „Warten im Kuhstall“ bezeichnet. Diese Umschreibung bezieht sich auf Kühe, die gemeinsam ihre Zeit im Stall verbringen und dann nach und nach zur Schlachtung ausgewählt werden. In dieser Zeit haben die Skilehrer/innen keinerlei Freiheit oder Möglichkeit zur Selbstgestaltung. Sie können sich nicht von diesem Ort wegbewegen und müssen warten, ob sie „gewählt“ werden. Insbesondere diese morgendlichen 1,5 Stunden stehen der Idee und dem Klischee des aktiven, sportlichen, freien Lebens und Arbeitens des Skilehrertums, welches von Akteuren suggeriert wird, entgegen.

7.3.2 Die Symbolik der Gleichheit und Abgrenzung

Die betrachtete Skischule ist mit Abstand die größte Skischule in St. Anton. Die Gebäude der Skischule liegen an den für den Schneesport relevantesten, zentralsten Stellen des Ortes. Das Hauptbüro liegt am Fuße der Haupttalabfahrt und zwischen zwei Liften, die auf den Berg führen. Die Skilehrer/innen tragen alle die gleiche Uniform, die von der Skischule gestellt wird. Die Uniform ist blau mit leuchtend gelben Streifen. Auf dem Rücken der Uniform befindet sich ein großes Logo der Skischule und darunter das Logo eines Sponsors. Auf der linken Brust trägt jede/r Skilehrer/in ein Namensschild, das den Vornamen und den Anfangsbuchstaben des Nachnamens oder den Spitznamen zeigt. Die Nationalität oder der Ausbil-

ungsgrad ist an der Uniform nicht erkenntlich. Einige der Ski- oder Snowboardführer tragen ihr Abzeichen der Ausbildung in Form einer Anstecknadel an ihrer Jacke oder ihrem Rucksack. Ohne genaueres Hinsehen erscheinen alle Lehrer/innen zunächst gleich und sind für den Gast nicht zu unterscheiden. Obwohl sich die Lehrer/innen stark im Grad ihrer Ausbildung und Erfahrung unterscheiden, wird so eine Gleichheit suggeriert, die von außen nicht zu durchblicken ist. Weder die Lehrer/innen untereinander wissen den Ausbildungsgrad ihrer Kollegen/innen, noch die Gäste können diesen ohne Nachfragen in Erfahrung bringen.

Vor allem das interne „Nicht-Wissen“ ist insofern spannend, als dass die implizit herrschende hierarchische Ordnung, der im Buchungssystem und in der Höhe des Gehaltes gefolgt wird, für einen Großteil der Skilehrer/innen unkenntlich ist. Mit steigendem Ausbildungsgrad steigt nicht nur der Stundenlohn in der Skischule, sondern auch die Wahrscheinlichkeit einer Buchung. Diese hierarchische Ordnung äußert sich insbesondere in schwachen Monaten mit langen Phasen der Nebensaison sowie im Monatsgehalt der Lehrer/innen. Während Lehrer/innen mit hohem Ausbildungsgrad in schwachen Monaten weiterhin Arbeit zugeteilt wird, darunter Buchungen, die in Zeiten der Hauptsaison von Lehrer/innen mit niedrigerem Ausbildungsgrad ausgeführt würden, bekommen diese fast keine Arbeit. Für den buchenden Gast ist dieses System und die Wahl des zugeteilten Lehrers nicht zu durchblicken und wird mit der äußerlich suggerierten Gleichheit durch das Tragen der Uniformen unterstützt.

Zusätzlich grenzt die Uniform die Skilehrer/innen vom Rest der Schneesporttreibenden ab. Das einheitliche Aussehen und die kommerzielle Bedruckung der Arbeitskleidung zeigt die Zugehörigkeit zu einer Berufsgruppe und einem Unternehmen.

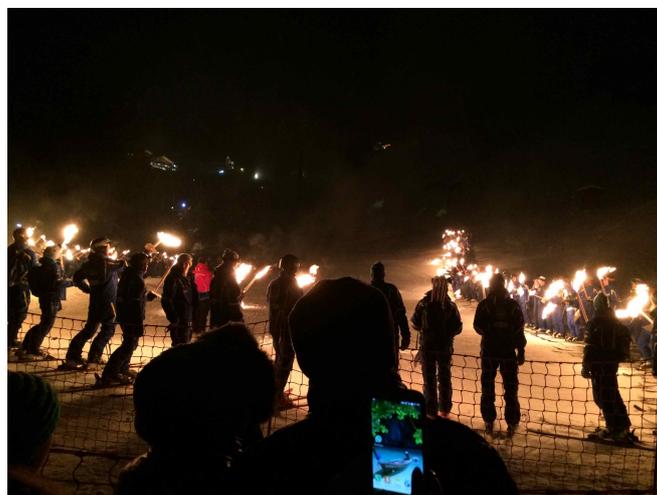


Abbildung 13 „We are the World“

Bei der wöchentlichen Skishow der Skischule wird diese Abgrenzung gestärkt. In der Skishow wird die Geschichte des Skifahrens erzählt und die Skilehrer/innen zeigen in verschiede-

ne Showeinlagen ihr Können. Abhängig von Wetter und Haupt- oder Nebensaison kommen mehrere Hundert bis zu ca. 2000 Zuschauer, um die Show zu sehen.

Der Showhang und die Zuschauer sind durch einen Zaun getrennt. Das Publikum wird von zwei Moderatoren auf deutscher und englischer Sprache durch die Show geleitet. Lichtspiele, laute Musik, Pistenmaschinen und Feuerwerk unterstützen die sportliche Darbietung. Einige Zuschauer filmen mit ihren Handykameras das Geschehen. Im Internet gibt es zahlreiche Videos der Show. Das Foto zeigt das Ende der ersten Skishow der Wintersaison 2014/15 am 30.12.2014. Alle Lehrer/innen der Skischule sind zuvor gemeinsam den Showhang mit entzündeten Fackeln hinab gefahren und stehen jetzt in einem Halbkreis im Flachstück, schwingen ihre Fackeln und singen „We are the World“ von USA for Africa.

Die Skilehrer/innen sind nun nicht nur durch das Tragen der Uniform vom Rest der Masse abgegrenzt, sondern auch durch den Zaun und die sichtbare räumliche Trennung für die ca. 60 minütige Show als „außerordentlich“ markiert. Die Wahl des Songs „We are the World“ wird von den Kommentatoren mit dem Zusammenkommen der vielen Nationalitäten in St. Anton und in der Belegschaft der Skischule begründet. Für mich als Betrachterin außerhalb des Zaunes, als Nicht-Zugehörige zur Gruppe innerhalb der räumlichen Markierung, scheint die Marketingveranstaltung der Skischule und des Tourismusverbandes zu funktionieren: die singende und schwingende Belegschaft erscheint als Ganzes. Die Symbolik der Gleichheit und gleichzeitiger „Außerordentlichkeit“ wird in der Skishow durch Uniformen und Gesang und durch sportliches Können und räumlicher Trennung unterstützt.

7.3.3 Die kontrollierte Privatsphäre



Abbildung 14 Ein Zimmer im Skilehrerhaus

Ein Großteil der Skilehrer/innen wohnt in Unterbringungen, die von der Skischule organisiert werden. Zwei dieser Unterbringungen befinden sich direkt in St. Anton und bietet Ein- und Zweibettzimmer. Die Häuser unterscheiden sich stark in ihrer Modernität und Ausstattung. In allen Fällen zahlen die Skilehrer/innen, unabhängig von Haus und Zimmerart, sieben Euro pro Nacht.

Ein Zimmer in einem der älteren Häuser sieht zum Beispiel so aus: Die Zimmer sind mit Betten, einem Tisch, zwei Stühlen, einem Kleiderschrank, einem Waschbecken (hinter der Tür) und diesem Fall mit einem Teppich ausgestattet. Das Fenster schaut zum Berg. In diesem Haus teilen sich alle Bewohner eine Gemeinschaftsküche

und die sanitären Anlagen. Zur Unterbringung der eigenen Habseligkeiten dient einzig das (geteilte) Zimmer und der darin (geteilte) Kleiderschrank. Das Skiequipment kann im Skischuldepot untergebracht werden.

Die Skilehrer/innen, die aus fernerer Ländern kommen und mit dem Flugzeug anreisen, bringen häufig neben ihrer Kleidung und einem Laptop wenig anderen Besitz mit nach St. Anton. Skilehrer/innen, die mit dem Auto anreisen, haben zwar die Möglichkeit mehr zu transportieren, jedoch nicht die Möglichkeit, mehr in ihren Zimmern unterzubringen. Die wohnliche Situation in den Skischulhäusern erlaubt in ihrer Einfachheit nur wenig Besitz für den/die Einzelne/n.

Personen, denen ein Einzelzimmer zugeteilt wird, haben die Möglichkeit, sich alleine zurückzuziehen, wenn sie es wollen. Personen, die in einem Doppelzimmer wohnen, haben diese Möglichkeit nicht. Alles wird geteilt: das Schlafzimmer, die Küche, die sanitären Anlagen. In den Skischulgebäuden gibt es keine Orte des Rückzugs, oder Orte, an denen sich alleine aufgehalten werden kann. St. Anton selber bietet ebenfalls kaum Räume oder Orte, an die man sich zurückziehen kann. Innerhalb des Ortes sind in den Wintermonaten so viele Menschen zum Arbeiten oder Urlaub machen, dass auch eine Person, die alleine ist gleichzeitig fast immer unter Menschen ist. Eine (sportliche) Alternative bietet das Erleben der Natur außerhalb der Liftbetriebe.

Die wohnlichen Gegebenheiten und die wenigen Rückzugsmöglichkeiten erschweren nicht nur den Rückzug in die Privatsphäre, sondern auch das Erleben einer intimen Beziehung, wenn diese nicht mit dem/der Zimmernachbarin geteilt werden möchte. Was für Personen mit einem Einzelzimmer nicht gilt, stellt für Personen, die in einem Doppelzimmer leben eine Herausforderung oder gar ein Hindernis dar.

Neben diesen Herausforderungen wird die Intim- und Privatsphäre in den Häusern von den Kontrollen durch die Skischule gestört. Die wöchentliche Kontrolle, die vom jeweiligen Hausmeister des Hauses durchgeführt wird, dient der Prüfung des Zustands der Zimmer. Der Hausmeister geht von Zimmer zu Zimmer, durchschreitet und überprüft diese. Die Kontrollen finden häufig am Nachmittag statt. Ist niemand im Zimmer oder die Tür von Innen verschlossen, wird die Tür geöffnet und hereingetreten.

Bei einer Versammlung im Januar, zu der alle Bewohner/innen der Skischulhäuser eingeladen wurden, thematisierte die Skischulleitung die Kontrollen. Ich hatte die Möglichkeit an der Versammlung teilzunehmen und meine Anwesenheit wurde nicht hinterfragt. Der Skischulleiter hielt eine Rede, in der er über die Zustände in den Häusern sprach. Er drohte den Leh-

rer/innen mit der Kündigung (die übrigens laut Vertrag zu jeder Zeit möglich ist), die sich nicht sauber und ordentlich verhalten oder den Müll nicht trennen. Anschließend las er eine Liste mit Zimmernummern vor, die nach Beendigung der Versammlung noch im Raum bleiben sollten. Die Bewohner/innen dieser Zimmer wurden anschließend verwarnt, da sie ‚ertappt‘ wurden, den Müll nicht richtig getrennt zu haben. Später entdeckten einige der Bewohner/innen ihre Zimmernummern auf den Müllbeuteln in ihren Schränken, die dort mit einem Stift aufgetragen worden waren. Während der Ansprache des Skischulleiters erhob keine/r der über Hundert Lehrer/innen seine/ihre Stimme gegen den Redner. Nach Beendigung und viele Tage später war die Veranstaltung noch Thema in den Gesprächen der Bewohner/innen, die sich durch die (heimliche) Kontrolle in ihrer Privatsphäre gestört fühlten.

Die Skischule versucht in vielerlei Hinsicht für Ordnung in den Häusern zu sorgen, so auch mit dem Anbringen von Schildern und Anleitungen:



Abbildung 15 "No Skis in the House"

Diese Anweisungen werden mehr oder minder befolgt. Das Bild zeigt den Flur eines der Häuser. Das Schild der Skischule besagt „NO SKI'S IN THE HOUSE“, um das Schild herum lehnen mehrere Paar Ski an der Wand. Während sich gegen diese Regeln der Skischule aufgelehnt wird, wurde die unwissentliche Kontrolle der privaten Räume zwar thematisiert, jedoch ohne Folgen. Die Kontrollen und Anforderungen, denen die Bewohner/innen der Skischulhäuser unterliegen, widersprechen der Idee von Freiheit, die von vielen verfolgt wird. In Gesprächen über das Saisonleben oder das Leben als Skilehrer/in begründen die Mitglieder dieser Lebenswelt ihre Entscheidungen, die sie in ihre jetzige Lebenssituation gebracht haben, häufig mit der Suche nach Freiheit, Selbstbestimmung und der Loslösungen von gesellschaftlich vorgegebenen Strukturen. In der Wahrnehmung der Akteure ist mit dem Einschlagen

dieses Lebensweges diesen Anforderungen Rechnung getragen. Unhinterfragt bleiben in diesem Kontext die Strukturen, die vor Ort und von der Skischule vorgegeben werden. Das Privatleben ist nicht nur durch den Rhythmus des Arbeitens bestimmt, sondern auch bis zu einem gewissen Maß, insbesondere während der Aufenthalte in Räumlichkeiten der Skischule, durch die Kontrollen dieser geregelt.

7.3.4 Zusammenfassung

Das Kapitel „Die Diskrepanzen im Leben der Skilehrer/innen“ hat Aspekte des Skilehrer/innentums aufgegriffen, die die Einblicke in die Skischule von innen heraus ermöglicht haben. Die Einblicke, die zum einen die Organisation und Strukturen der Skischule betrafen und zum anderen eine Teilnahme am Leben der Skilehrer/innen umfassten, brachten vor allem zwei Diskrepanzen zum Vorschein. Erstens die Diskrepanz zwischen den Erwartungen der Skischule an die Lehrer/innen und deren Verhalten und zweitens zwischen den Erwartungen der Skilehrer/innen an ihren Beruf und ihre ausgeübte Tätigkeit.

Das einheitliche Aussehen der Skilehrer/innen aufgrund ihrer Uniformen homogenisiert diese und lässt sie als Gruppe erscheinen. Gleichzeitig dient die Uniform als Abgrenzung vom Rest der Personen vor Ort. Diese Symbolik der „Außerordentlichkeit“ und Gleichheit wird durch die wöchentliche Skishow unterstützt.

Das Privatleben der Skilehrer/innen, die in Häusern der Skischule untergebracht sind, ist von fehlender Privats- und Intimsphäre gekennzeichnet. Auf der einen Seite ist damit die Kontaktaufnahme mit Kollegen und Freunden vereinfacht, auf der anderen Seite ist der Rückzug aus der Gemeinschaft schwierig. Während die Skilehrer/innen ihr Leben als ein freies, selbstbestimmtes beschreiben, bleiben die von Kontrollen und von der Skischule vorgegebenen Strukturen meist unhinterfragt.

7.4 Die Philosophie der Skilehrer/innen

Nicht nur die zuvor beschriebenen Diskrepanzen, sondern auch das häufige Auftreten von Begründungen des eigenen Lebenswegs, machen die Frage danach spannend, welche Sinngebungen und Relevanzen die Mitglieder ihren eigenen Entscheidungen und ihrem Lebensstil als Saisonarbeiter/innen zuschreiben. Dieser letzte Teil der Ergebnisse wird die Philosophie des Skilehrertums thematisieren und zunächst auf verschiedene Arten der Motivation eingehen, die die Skilehrer/innen zu ihrem Beruf bringt. Anschließend geht es um das Leben im Saisonrhythmus. Dazu wird die eigene Wahrnehmung der Skilehrer/innen ihres in Winter- und Sommersaison geteilten Lebens dargestellt und anschließend ein Eindruck in den Anfang und das Ende einer Wintersaison gegeben.

7.4.1 Die Motivation zum Beruf

Die Skilehrer/innen, die während einer Saison zusammen arbeiten und leben, nehmen aus unterschiedlichen Motivationshintergründen am Skischuldiskurs in St. Anton teil. Während in der Wahrnehmung der Mitglieder meist über zwei verschiedene „Arten“ von Skilehrer/innen gesprochen wird, können meines Erachtens mindestens drei Hauptgruppen¹¹ identifiziert werden.

Die erste Gruppe sind die Teilnehmer/innen an einem „Gap Year“. Der aus dem Englischen stammende Begriff wird von Liam wie folgt beschrieben:

“Yeah well I mean, the similarity that I find majorly it depends on the age group okay? So for example, you get the younger age group, that are around 18/ 19, they are going on a gap year. Which is like a posh English expression for kids, that are gonna go to university and all of this, because there only gonna have that one year out. So for them, they come out here and then they’re just being completely on holiday for a year [...].” (Transkript Liam, Z. 103-108)

Das Gap Year ist eine Zwischenstation zwischen zwei Lebensabschnitten. Nach der Schule und vor dem Beginn eines neuen Lebensabschnitts wird ein Jahr zum Reisen, Erleben und Arbeiten genutzt. Nicht nur Engländer, sondern auch Deutsche, Holländer, Schweden und Angehörige anderer Nationen kommen so überall auf der Welt zusammen. Spannend an Liams Definition eines „typischen“ Gap Years ist seine Deklaration dessen als Urlaub. Weder die Arbeit, noch die Integration in den Ort oder die Möglichkeit zurückzukommen, spielen in diesem Fall eine Rolle. Aus arbeitsphilosophischer Sicht ist die Motivation des Gap Years bzw. des Urlaubs hochgradig paradox. Anstelle der Motivation des Aufstiegs in der Hierarchie der Skischule oder der Motivation zu einem höheren Ausbildungsgrad oder sich zu einer/einem besseren Lehrer/in zu entwickeln, steht die Ermöglichung der Teilnahme am Diskurs durch die Anstellung in der Skischule. Das heißt die Motivation bezieht sich nicht auf die Ausübung des Berufes selber, sondern auf die Möglichkeiten, die sich durch die Anstellung ergeben. Im Gegensatz zu Saisonarbeiter/innen, die in Restaurants als Kellner/innen oder in Hotels als Reinigungskräfte angestellt sind, können die Skilehrer/innen ihren Tag im Rhythmus eines Urlaubers gestalten. Ihre Arbeitszeit beschränkt sich auf die Liftöffnungszeit und ermöglicht die Teilnahme am Urlaubsdiskurs. Hinzukommend stehen die Teilnehmer/innen eines Gap Years meist auf der untersten Hierarchieebene in der Skischule,¹² sodass ihnen in der Nebensaison seltener Arbeit zugeteilt wird, als besser ausgebildeten Lehrer/innen. Damit

¹¹ Natürlich gibt es Skilehrer/innen, die sich keiner dieser Gruppen zuordnen lassen oder zwischen zwei Gruppen stehen.

¹² Zur hierarchischen Ordnung siehe auch 7.2.2.

kann die Motivation der freizeitlich gestaltbaren Station zwischen zwei Lebensabschnitten erfüllt werden.

Die zweite Gruppe ist die der „Leidenschaftler“. Diese Gruppe der Lehrer/innen, die vielleicht mit einem Gap Year begonnen haben oder die schon zuvor von einer Karriere als Skilehrer/in träumten, geben ihrer Arbeit den Sinn des Strebens nach ihrer Leidenschaft. Dabei wird die Entscheidung diesen Lebensweg einzuschlagen meist durch eine Ambivalenz begründet. Auf der einen Seite steht die Leidenschaft, die nicht etwa dem Beruf gilt, sondern der Tätigkeit des Ski- oder Snowboardfahrens. Die Leidenschaft für den Sport geht mit der Leidenschaft für die Natur, die Berge und den Schnee einher. Unhinterfragt bleiben dabei zumeist die Folgen des Wintertourismus für die Natur und Landschaft.

Während auf der einen Seite diese positive Sinnggebung der Motivation zum Leben als Skilehrer/in steht, erscheint die andere Seite als notwendige Konsequenz. Die eigenen Entscheidungen im Lebensweg werden als ein „Ausbrechen“, „Freischwimmen“ oder „Loslösen“ von gesellschaftlichen Strukturen und Erwartungen beschrieben. Neben dem von den Skilehrer/innen als bewusst wahrgenommener Schritt des Loslösens aus gesellschaftlichen Strukturen, erfahren Einige das Widerstreben gegen familiäre Erwartungen. Ein Beispiel für die prekäre Situation in der sich manche Lehrer/innen befinden, zeigen die folgenden Feldnotizen:

„Zwei weitere Snowboardlehrer kommen dazu. Einer von ihnen erzählt, dass seine Mutter und sein Bruder kommen und er sucht noch jemanden, der sie unterrichtet. Sie seien sehr kompliziert und anstrengend, deshalb möchte er das nicht selber machen. „They are the opposite of what I am. I'm super chilled.“ Die anderen stimmen ihm zu und sagen, es ginge ihnen genauso mit ihren Familien. „I am the black sheep in the family.“, sagt einer von ihnen. Auch die anderen beiden identifizieren sich mit dieser Umschreibung und stoßen auf die „schwarzen Schafe“ an. Dabei scheinen sie stolz zu sein und sich in dieser gemeinsamen Einsamkeit zu verbünden.“ (Feldnotizen 09.03.2015, Z. 8-15)

Die drei Snowboardlehrer sehen sich im Kreis ihrer Familien als Außenseiter an. Gerade mit diesem Außenseiterdaseins, außerhalb der Familie, außerhalb der wahrgenommenen gesellschaftlichen Vorgaben, bestärken die von der Leidenschaft Getriebenen ihre Motivation. Die Existenz anderer gesellschaftlicher Strukturen oder Vorgaben durch die Gemeinschaft in der Skischule stehen dieser Philosophie der Freiheit und Loslösung entgegen und bleiben scheinbar unhinterfragt.

Die dritte Gruppe bilden die Skilehrer/innen, die den Beruf aufgrund einer Notwendigkeit ausüben. Die Skilehrer/innen sind meist schon älter als die Zugehörigen der ersten beiden Gruppen. Der „typische“ (meist männliche) Skilehrer arbeitet der Arbeit wegen und nicht (mehr) um eine Art des Urlauberdaseins zu verfolgen oder das Streben nach einer Leidenschaft zu erfüllen. Unabhängig von der Motivation, die sie zu diesem Beruf gebracht hat, ist die Motivation jetzt der Verdienst, der ein Leben mit der Familie oder ein Leben neben dem Beruf ermöglicht. Anders als bei den Zugehörigen der Gruppe eins und zwei liegt der Fokus nicht auf dem Erleben, der Intensität oder der alternativen Lebensform zur „normalen Welt“, die Beschäftigung wird vielmehr als Teil der Lebenswelt ausgeübt, bestimmt diese aber nicht. Die Angehörigen dieser Gruppe sind nicht nur älter, sondern leben auch häufiger außerhalb St. Antons und pendeln zur ihrer Arbeitsstelle. Wenn sie keine Arbeit zugeteilt bekommen, gehen sie seltener in ihrer Freizeit dem Schneesport nach und verbringen kaum Zeit in der Skischule. Sie nehmen weniger oder gar nicht am Aprés Ski teil. Es sind auch diejenigen Wenigen, die eine eigene Familie haben und einem festen Beruf im Sommer nachgehen.

Die unterschiedlichen Motivationen zum Leben als Skilehrer/in basieren auf und resultieren in unterschiedlichen Relevanzsystemen. Der Status als Skilehrer/in dient in allen drei Fällen zur Ermöglichung, sei es um einer gewissen Form des Urlaubs nachzugehen, eine Leidenschaft zu erfüllen, die mit einem gefühlten Herausbrechen aus gesellschaftlichen Konventionen einhergeht oder für den Unterhalt zu sorgen.

7.4.2 „A season is just a chapter“

Die Arbeit als Saisonkraft teilt das Jahr in Zwei. Wer nicht nur einmalig eine Wintersaison in den Bergen arbeitet, zieht in den meisten Fällen mindestens zwei Mal jährlich an einen anderen Ort. St. Anton bietet in den Sommermonaten nur einen Bruchteil der Jobs, die es im Winter gibt. Die meisten Skilehrer/innen verlassen nach Ende des Winters den Ort. Dieser Anti-Stillstand im Leben der Saisonarbeiter/innen wird von den Mitgliedern des Feldes häufig positiv konnotiert und als „Abenteuer“ oder „Erlebnis“ (Transkript Kalle, Z. 134) beschrieben. Demgegenüber wird die „reale Welt“ (Transkript Kalle, Z. 224) gestellt, die den Stillstand und die „Monotony“ (Transkript Liam, Z.471) des Lebens widerspiegelt. Das Saisonleben bietet einen Gegenentwurf zu dem, von den Mitgliedern als monoton und langweilig eingestuft, klassischen Lebensweg, der sich nicht in Saisonen teilt. Kalle beschreibt sein Erleben des Saisonlebens mit Hilfe einer Metapher:

“You can maybe think of it like a story or a book and all good books have chapters, cause if it just would continuously go on, it would get boring and you loose track of how the story was. And a season is just a chapter and it has a start and it has an ending and it’s not as obvious as a normal nine to five job. And then you start and finish

and then you do something else. And I think it's easy because of it, because of the start and the finish.” (Transkript Kalle, Z. 139-143)

Die Einteilung seines Lebens, wie in Kapitel eines Buches, stellt Kalle dem „offensichtlichen“ („obvious“) Lebensweg eines täglichen Berufes von 9 Uhr bis 17 Uhr entgegen. Er beschreibt es als „einfach“, dass die Saison einen Anfang und ein Ende mit sich bringt. Obwohl er auf *es* an dieser Stelle nicht weiter eingeht, kann davon ausgegangen werden, dass er hiermit den Anti-Stillstand und das Abenteuer meint.

Charakteristisch für das Leben und das Arbeiten im Saisonrhythmus sind der Anfang und das Ende einer jeden Saison. Die Wintersaison in St. Anton beginnt, je nach Wetterbedingungen und Schneeverhältnissen, Ende November/Anfang Dezember. In den ersten drei Wochen der Saison reisen langsam alle Saisonarbeiter/innen an. Der Ort und die Mitarbeiterhäuser füllen sich bis zur weihnachtlichen Hochsaison stetig weiter. Das Arbeitsaufkommen steigert sich stetig und bleibt dabei immer abhängig von den Schnee- und Wetterverhältnissen und der Anzahl der Touristen. Die Skilehrer/innen untereinander haben Zeit, sich kennenzulernen, sich zu orientieren und das Skigebiet zu erkunden. Ab der Hauptsaison um Weihnachten und Neujahr füllen sich der Ort, die Pisten, die Bars und die Skischule mit Gästen. Zudem reisen Feriallehrer/innen an, die in der Hauptsaison arbeiten. Erste gemeinschaftliche Veranstaltungen der Skischule, wie zum Beispiel die erste Skishow vor Neujahr, bringen die Lehrer/innen zusammen.

Das Ende der Saison, ebenfalls abhängig von Schnee- und Wetterverhältnissen, beginnt meist nach Ostern. Es findet kein abruptes Ende statt, sondern vielmehr ein Abklingen der Komponenten, die den Winter vor Ort bestimmen. Außer bei idealen Schneebedingungen kommen nach Ostern kaum mehr Touristen nach St. Anton. Der Schnee, der die Umgebung monatelang in ein leuchtendes Weiß hüllte, schmilzt und legt die ersten Grünflächen frei. In der Dorfstraße sind kaum mehr Personen in Skibekleidung zu sehen. Die Ersten tragen kurze Kleidung und Sandalen. Einige Restaurants und Cafés bieten Eis an, andere haben bereits geschlossen. Manche schließen für einige Wochen, andere stellen ihren Betrieb für den gesamten Sommer ein. An vielen Ecken im Dorf beginnen Bauarbeiten. Die Grünflächen werden verschönert, Straßen erneuert und Hotels starten Renovierungsarbeiten.

Die meisten Skilehrer/innen, die jetzt keine Arbeit mehr bekommen, fahren am Vormittag privat Ski oder Snowboard und verbringen den Nachmittag, wenn der Schnee nass und sulzig wird, draußen vor der Skischule oder auf den neuen grünen Nutzungsflächen. Das Bild des Dorfes ist vor allem am Nachmittag von jungen Leuten geprägt, die sich die Zeit vertreiben. Es gibt weniger Bewegung im Ort, alles scheint ruhiger und langsamer von Statten zu gehen.

Das Saisonende ist auch eine Zeit des Abschieds. Nach und nach brechen die meisten Saisonarbeiter/innen auf und verlassen St. Anton. In der Skischule verabschieden sich am schnellsten die Kinderskilehrer/innen, die nach Beendigung der letzten Hauptsaison kaum mehr gebraucht werden. Am längsten können die Hochausgebildeten in der Skischule bleiben und arbeiten. Einige Skilehrer/innen können in der Skischule angemeldet bleiben und dort wohnen, ohne Arbeit zugeteilt zu bekommen. Das während der Saison gut gefüllte Skidepot leert sich mit jedem/jeder Lehrer/in, der/die abreist. Jeder Tag ist gekennzeichnet von Abschieden. Eine häufig gestellte Frage zum Abschied ist die nach den Sommerplänen. Einigen fällt der Abschied sichtlich schwer und es fließen Tränen. Andere sind routinierter und wissen um ihre Rückkehr in einem halben Jahr. Für manche ist es jedoch ein Abschied für immer.

Die Blase, in der die Skilehrer/innen für den Winter lebten, platzt nicht. Sie löst sich mit jedem/jeder Skilehrer/in, mit jedem Grad mehr, das den Schnee schmilzt, mit jedem Tourist, der weniger kommt und mit jeder Bar und jedem Hotel, das schließt, langsam auf. Der Ort verwandelt sich in seine Sommerversion, die nichts von dem erahnen lässt, was im Winter geschieht. Für diejenigen, die nur für den Winter ihren Lebensmittelpunkt nach St. Anton verlegen, bedeutet das, dass sie die Blase nicht nur verlassen, sondern, dass dieser Ort so wie er im Winter konstituiert ist, nicht mehr existiert. Die Blase in der die Skilehrer/innen im Winter leben, baut sich wieder aufs Neue auf, wenn der Schnee fällt, die Touristen kommen, die Bars öffnen und die Arbeit im Wintertourismus wieder aufgenommen wird.

7.4.3 Zusammenfassung

Bei der genaueren Betrachtung der Motivation für die Arbeit als Skilehrer/in konnten drei Hauptgruppen identifiziert werden. Die Arbeit als Skilehrer/in wird zum einen als Zwischenstation zwischen zwei Lebensabschnitten aufgenommen. Zugehörige dieser Gruppe kehren meist nicht für eine zweite Saison zurück. Die Gruppe der „Leidenschaftler“ erfüllt sich mit dem Einschlagen ihres Lebensweges einen Traum und sieht sich damit gelöst von gesellschaftlichen Konventionen. Die dritte Gruppe geht dem Beruf des/der Skilehrers/in als Versorgungsberuf nach. Weder die Leidenschaft für den Schneesport noch die Gemeinschaft in der Skischule stehen an erster Stelle. Die drei Gruppen leben nach unterschiedlichen Relevanzsystemen, die sich unter anderem in ihrer Motivation äußern.

Die Arbeit im Saisonrhythmus wird von den Skilehrern/innen dem klassischen Lebensweg gegenüber gestellt. Es wird eine Dichotomie zwischen der Monotonie des Alltäglichen und dem (Er-)Leben von Abenteuern aufgemacht. Der Anti-Stillstand des Saisonlebens ist geprägt von den Anfängen und Enden einer jeden Saison, die ein neues Kapitel im Leben der Saisonarbeiter/innen einleiten.

8. Diskussion

Die eingangs eingeführte Literatur konnte zeigen, dass einige diese Arbeit betreffende Aspekte bereits Thema im wissenschaftlichen Diskurs sind. Die Politik beschäftigt sich ausführlich mit der Auseinandersetzung von Saisonarbeit und Arbeitsmigration, die Kommunikationswissenschaften betrachten Lebensformen in Berggebieten und die Soziologie wagte bereits einen genaueren Blick auf den Beruf der Skilehrer/innen. Was es bisher noch nicht gab, ist eine lebensweltliche Ethnographie, die den Fokus auf die Gemeinschaft und die saisonalen Aspekte der Lebens- und Arbeitswelt der Skilehrer/innen legt. Das mag zum einen daran liegen, dass die Existenz von posttraditionalen Gemeinschaften (bis auf eine bekannte Ausnahme) fast ausschließlich in urbanen Gebieten gesucht wird. Das Vorkommen dieser Art von Gemeinschaft in ländlichen oder/und touristisch geprägten Gebieten wurde bisher nicht beachtet. Als Voraussetzung für die Entstehung posttraditionaler Gemeinschaften wird die Individualisierung der einzelnen Akteure angesehen. Diese Annahme kann von den Ergebnissen dieser Studie gestützt werden. Die Mitglieder der betrachteten Lebenswelt sehen ihren Lebensweg als Alternative zu klassischen Modellen des Lebenswegs an („Freisetzungsdimension“ siehe 5.2). Das bewusste Herauslösen aus vorgegebenen Sozialformen führt zu einem Verlust der traditionellen Sicherheit, die sonst das Befolgen des klassischen Lebensweges mit sich bringt („Entzauberungsdimension“ siehe 5.2). In ihrem Zusammenkommen und der „gemeinsamen Einsamkeit“, die aus der jeweiligen Individualisierung folgt, reintegrieren sich die Akteure in eine neue Form der sozialen Einbindung („Kontroll- und Reintegrationsdimension“ siehe 5.2). Während Ulrich Beck in seiner theoretischen Ausführung an dieser Stelle von einer neuen sozialen Einbindung durch eine Institution spricht, kann im Fall der Skilehrer/innen von einer neuen Integration in eine Organisation, die Skischule, gesprochen werden.

Die zuvor vorgestellten Ergebnisse der Studie lassen sich weitgehend auf die Merkmale posttraditionaler Gemeinschaften beziehen. So ist die Teilnahme an der Gemeinschaft der Skilehrer/innen (bzw. Saisonarbeiter/innen) *nicht-exklusiv*. Sie setzt zwar eine Zulassung zur Arbeit in der Skischule voraus, diese ist jedoch auch ohne skifahrerische Begabung (z. B. als Kinderbetreuer/in) möglich. Die Teilnahme an der Gemeinschaft ist *frei gewählt*. Die Mitglieder der Gemeinschaft entscheiden sich in der Regel bewusst für die Teilnahme an der Gemeinschaft. Wie die Betrachtung der verschiedenen Gruppen innerhalb der Skischule und ihrer Motivation zeigen konnte, ist das Arbeiten in der Skischule auch ohne eine starke Integration in die Gemeinschaft möglich.

Für einen Großteil der Skilehrer/innen ist ihre Teilnahme *ästhetisch motiviert*. Diese ästhetische Motivation kann sich auf die Leidenschaft und das Interesse am Schneesport oder auf

eine geteilte Form der Freizeitgestaltung beziehen. Die Mitglieder der Gemeinschaft *erleben gemeinsame* Ereignisse und Rituale. Dabei kann es sich beispielsweise, um einen besonderen Tag auf dem Berg nach starkem Schneefall oder um gemeinsame Rituale, die das Après Ski Verhalten der Skilehrer/innen betreffen, handeln.

Ein zentrales Charakteristikum der posttraditionalen Gemeinschaft ist die *temporäre Begrenzung* dieser. Prisching sieht hierin eine Ursache für die Intensivierung des zu Erlebenden, das Streben nach *Sensation* und nach *Ekstase*. Insbesondere die Betrachtung des Verhaltens der Akteure beim Après Ski, an dem die noch viel stärker temporär geprägten Touristen ebenso teilnehmen, wie die Saisonarbeiter/innen, brachte das Außeralltägliche der Lebenswelt der Skilehrer/innen hervor.

Die Gemeinschaft der Skilehrer/innen unterliegt *keinen zuvor festgelegten Regeln und Normen*. Diese Eigenschaft resultiert zum einen in leicht zu lösenden Bindungen zwischen den Teilnehmer/innen, die zunächst endlich sind. Von Beginn an ist das Ende der Saison und das Ende der Gemeinschaft datiert. Auf der anderen Seite teilen die Mitglieder der Gemeinschaft über eine gewisse Zeit hinweg ihre Relevanzsysteme, Sonderwissen, Erlebnisse und Rituale. Dieses Paradoxon, was durch die temporäre Charaktereigenschaft der Saisonarbeit unterstützt wird, wird von den Skilehrer/innen positiv konnotiert und der Monotonie und Langeweile des klassischen Lebensweges gegenübergestellt.

Das Forschungsvorhaben fragte unter anderem nach den Formen der Vergemeinschaftung, die unter den Mitgliedern der Lebenswelt auftreten. In Rückbezug auf die theoretischen Ausführungen zeigen die Ergebnisse, dass es sich bei den Skilehrer/innen in St. Anton um eine post-traditionale Gemeinschaft handelt. Dieses Ergebnis stützt, ähnlich wie die Ergebnisse Liebls und Nicolais¹³, die Erkenntnis, dass posttraditionale Gemeinschaften durchaus in ländlichen Gebieten existieren und dass sich ihr Vorkommen nicht exklusiv auf urbane Räume beschränkt.

Die Vermutung, die Lebenswelt der Skilehrer/innen sei eine kleine soziale Lebens-Welt, als Teil der gesamten Lebenswelt, entpuppte sich als falsch. Das Leben und Arbeiten als Skilehrer/in ist, anders als beispielsweise die Teilhabe an der kleinen sozialen Lebens-Welt des Bodybuildings¹⁴, weniger ein partieller Teil des Tagesablaufes als vielmehr eine umfassende Identifikation mit dem Dasein als Skilehrer/in. Diese Identifikation ist zeitlich begrenzt und bezieht sich weniger auf die Gruppe der Skilehrer/innen, die den Beruf als Versorgungsberuf

¹³ Siehe dazu: Franz Liebl und Claudia Nicolai (2008) „Posttraditionale Gemeinschaften in ländlichen Gebieten“.

¹⁴ Siehe dazu: Anne Honer (2011) „Beschreibung einer Lebenswelt. Zur Empirie des Bodybuilding“.

ausüben, als auf die anderen beiden Gruppen. Im Gegensatz zum Bodybuilding ist das „Skilehrern“ nicht nur ein Hobby, was in völliger Abgrenzung zu anderen Aspekten der Lebenswelt gesehen werden kann. Wie die Ergebnisse zeigen konnten, ist nicht nur die Arbeit, sondern auch das Privatleben mit dem Status des/der Skilehrers/in verbunden. Sei es das Leben in einem touristisch ausgerichteten Ort, die herrschenden Normalitätskonstruktionen, dessen was als „normal“ und als „unnormal“ angesehen wird, die wohnliche Situation oder die Teilnahme am Après Ski. Obwohl auch für die Skilehrer/innen jeweils eine eigene, individuelle Lebenswelt existiert, sind all dies Aspekte, die untereinander geteilt werden und in ihrer Gesamtheit die Lebenswelt der Skilehrer/innen prägen. Unabhängig voneinander ließen sich diese, z.B. die wöchentliche Teilnahme und Rituale einiger Skilehrer/innen am Après Ski, als kleine soziale Lebens-Welten betrachten.

Insbesondere die Betrachtung der Philosophie und eigenen Sinngebung der Skilehrer/innen konnte zeigen, dass dem Einschlagen eines saisonal geprägten Lebensweges häufig eine Individualisierung vom klassischen Lebensweg voraus geht. Diese Individualisierung wird im Fall der Skilehrer/innen paradoxerweise gefolgt von dem Eintritt in eine hierarchisch organisierte Organisation, die sich durch weitreichende Verhaltensregeln und Ansprüche an seine Mitglieder kennzeichnet. Die Teilhabe an der Organisation, die keine Individualisierung innerhalb dieser vorsieht und das gemeinsame Leben in der „Blase“, lässt eine Gemeinschaft entstehen. Der temporäre Charakter dieser Gemeinschaft und die saisonale Abhängigkeit der Lebenswelt führen am Ende des Winters zu einer neuen Situation für die Mitglieder der Lebenswelt. Sie befinden sich in einer prekären Lage, in der es erneut gilt, sich einem Individualisierungsprozess auszusetzen – unabhängig von der Organisation, der sich im Winter verschrieben wurde, unabhängig von der Gemeinschaft, die geteilt wurde und unabhängig von dem Ort, an dem gelebt wurde. Für diejenigen, die dem saisonalen Rhythmus folgen, entsteht ein Kreislauf aus Individualisierung, Eintritt in eine Gemeinschaft und Anti-Individualisierung gefolgt durch erneute Individualisierung. Das Saisonleben ermöglicht nicht nur eine Herauslösung aus traditionellen Mustern und Erwartungen, sondern gleichzeitig eine temporäre und immer wiederkehrende Eingliederung in eine (oder mehrere) Gemeinschaften. Ob diese Ambivalenz von Individualisierung und Vergemeinschaftung auf einen utopischen Charakter der Idee einer vollständigen Individualisierung deutet, bleibt zu vermuten. Es lässt sich jedoch festhalten, dass das Einschlagen eines saisonal geprägten Lebensweges häufig als Kritik an klassischen Lebenswegen und traditionellen Erwartungen geäußert wird. Das Saisonleben bietet ein Alternativkonzept der Gestaltung des individuellen Lebensweges und des Zusammenlebens, das sich vor allem durch eines kennzeichnet: seinen temporären Charakter.

9. Schluss

Die Ergebnisse boten einen Einblick in die Lebenswelt der Skilehrer/innen in St. Anton am Arlberg. Es zeigte sich eine von den Mitgliedern als abgeschottet wahrgenommene Lebenswelt, die mit ihrer Skurrilität, Exzessivität und Intensivität der Idee des klassischen Lebensweges gegenüber steht. Auf der anderen Seite dieser Eigenschaften stehen die Organisation, die Regeln und Erwartungen, mit denen sich die Skilehrer/innen gleichzeitig konfrontiert sehen. Es konnte ein Kreislauf identifiziert werden, der sich für die Saisonarbeiter/innen durch eine immer wiederkehrende Individualisierung und Vergemeinschaftung kennzeichnet.

Als besonders relevant stufe ich die Erkenntnis ein, dass posttraditionale Gemeinschaften durchaus in ländlichen Gebieten vorkommen. Dieses Ergebnis zeigt, dass auch außerhalb urbaner Räume die Folgen von Modernisierungs- und Individualisierungsprozessen für Gemeinschaften zu erforschen sind. Wie das gewählte Beispiel zeigte, können sie sich unter Umständen auch in Tiroler Alpendörfern verstecken.

Neben diesen Erkenntnissen ist festzuhalten, dass sich die Forschung explizit auf die Skilehrer/innen in St. Anton bezieht und nicht den Anspruch erhebt, in irgendeiner Weise von einer Art allgemeiner Kultur oder Lebensweise von *den* Skilehrer/innen zu sprechen. So beziehen sich insbesondere die Darstellungen zum *Après Ski* und der Arbeit mit Skischulkindern beispielhaft auf die meist jüngeren Mitglieder der Lebenswelt und weniger auf die älteren Skilehrer/innen oder Ortsansässigen.

Die eigene Involviertheit in die Thematik trug nicht nur erst zu der Idee zur Forschung bei, sondern war zudem ein stetiger Begleiter im Forschungsprozess. Die Distanzgewinnung wurde zum Kraftakt und eröffnete im Nachhinein ein weites Erkenntnisfeld.

Trotz der langen Feldaufenthalte und zahlreichen ethnographischen Gespräche und Interviews hätte eine zeitlich flexiblere Forschung die Anwendung weiterer (Erhebungs-)Methoden ermöglicht. Für besonders vielversprechend halte ich das Führen von Gruppengesprächen in diesem Kontext. Die Gruppen von Skilehrer/innen in verschiedenen Konstellationen (Alter/Ausbildung/etc.) hätten so ihre „Eigenstrukturiertheit prozesshaft entfalten“ können (Bohnsack 2013:380). Zudem wären weitere Interviews mit den Befragten nach Ende der Wintersaison von Interesse gewesen, um die Relevanzstrukturen dieser neu zu erkunden.

Eine besondere Herausforderung der Forschung war, nicht zuletzt aufgrund meines laienhaften Wissens in diesem Bereich, die Anwendung der Fotografie. Dennoch war die Fotografie während der Feldaufenthalte, in der Auswertung und Darstellung der Ergebnisse eine lohnenswerte Methode. Gerne hätte ich sie als weiteres Erkenntnisfeld genutzt, z.B. in Anlehnung an die „fotogeleitete Hervorlockung“ (vgl. dazu Harper 2013:415). Ausgewählte Skileh-

rer/innen hätten (z.B. zu abgesprochenen Uhrzeiten) Fotos erhoben, die dann gemeinsam anschließend diskutiert werden. Davon ließe sich nicht nur ein Einblick in die Unterschiedlichkeit der alltäglichen Erlebnisse der verschiedenen Skilehrer/innen erhoffen, sondern auch ein Einblick in ungeahnte Bereiche, die dem ethnographischen Auge womöglich fern bleiben.

Während des Forschungsprozesses sind zwei Desiderata erkenntlich geworden, die m.E. höchst interessant und erforschenswert sind. Das ist zum einen die in St. Anton auftretende Urlaubskultur. Es ginge also nicht mehr um die vor Ort Arbeitenden, sondern um diejenigen, die an Orten, wie der St. Anton Blase ihren Urlaub verbringen. Diese Forschung stellte heraus, dass sich die Touristen als wichtiger Bestandteil, der Lebens- und Arbeitswelt für die Saisonarbeiter/innen präsentieren. Doch wie gestaltet sich der Austritt der Urlauber aus ihrem Alltag aus Perspektive dieser? Kann ebenso, jedoch einer weitaus kurzweiligeren Form, von einer Loslösung von Zwängen und Erwartungen gesprochen werden? Woher rührt das Verlangen nach einem Austritt aus dem Alltag und wie äußert sich dieses? In diesem Kontext würde sich insbesondere eine Betrachtung der Verkleidungskultur in touristisch geprägten Orten wie St. Anton anbieten.

Einen weiteren spannenden Anknüpfungspunkt bietet die Lebenswelt der Ortsansässigen. Während der Fokus der hier vorgestellten Forschung auf der Lebenswelt der temporären Bewohner/innen St. Antons liegt, böte eine Auseinandersetzung mit der Lebenswelt der Ortsansässigen ein weiteres Erkenntnisfeld. Für die meisten Saisonarbeiter/innen bedeutet der Ende des Winters, dass sie den Ort verlassen und ihren Lebensmittelpunkt an einen anderen Ort verlegen. Die Ortsansässigen bleiben in St. Anton und erleben den Ort in seiner ganzen Dualität. Dabei könnte zum einen die touristische Abhängigkeit aus arbeitssoziologischer Sicht betrachtet werden und zum anderen eine lebensweltliche Ethnographie das Erleben der saisonalen Abhängigkeit von den Bewohner/innen erkunden.

Literaturverzeichnis

Amann, Klaus/ Hirschauer, Stefan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Ayaß, Ruth/ Bergmann, Jörg R. (2006): Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek bei Hamburg: Rohwolt Taschenbuch.

Baumann, Zygmunt (2007): Leben in der flüchtigen Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Becker, H.S. (1998): Tricks of the Trade. Chicago: University of Chicago Press.

Bickel, Cornelius (2012): Ferdinand Tönnies. In: Kaesler, Dirk (Hrsg.): Klassiker der Soziologie I. München: C.H. Beck Verlag, S. 132-147.

Bock und Polach, Carlotta von (2011): Die Bedeutung von Sozialkapital und Netzwerken für die saisonale Migration polnischer Arbeitskräfte nach Deutschland am Beispiel des brandenburgischen Spargelanbaus. Aachen: Shaker.

Bohnsack, Ralf (2013): Gruppendiskussion. In: Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst / Steinke, Ines (Hrsg.). Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, S.369-384.

Breidenstein, Georg/ Hirschauer, Stefan/ Kalthoff, Herbert/ Nieswand, Boris (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Breuer, Franz (2010): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Corbin, Juliet (2011): Grounded Theory. In: Bohnsack, Ralf / Marotzki, Winfried / Meuser, Michael (Hrsg.). Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Farmington Hills: Barbara Budrich Opladen, S.70–75.

Dellwing, Michael/ Prus, Robert (2012): Einführung in die interaktionistische Ethnographie. Soziologie im Außendienst. Wiesbaden: Springer VS.

DGS (2014): Ethik-Kodex der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbands Deutscher Soziologen (BDS). Online verfügbar unter <http://www.sozioologie.de/de/die-dgs/ethik-kodex.html> (Zugriff: 06.06.2015)

Drucks, Stephan (2006): Vollmodern oder voll normal? Kommune als Irritation der Moderne. In: Grundmann, Matthias/ Dierschke, Thomas/ Drucks, Stephan (Hrsg.): Soziale Gemeinschaften: Experimentierfelder für kollektive Lebensformen. Berlin: LIT Verlag, S. 43-62.

Emerson, Robert M./ Fretz, Rachel I./ Shaw, Linda L. (2011): Writing Ethnographic Fieldnotes. 2. Auflage. Chicago; London: The University of Chicago Press.

Flick, Uwe (1991): Triangulation. In: Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst/ Keupp, Heiner/ von Rosenstiel, Lutz/ Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. München: Psychologie Verlags Union, S.432-434.

Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst/ Keupp, Heiner/ von Rosenstiel, Lutz/ Wolff, Stephan (Hrsg.) (1991): Handbuch qualitative Sozialforschung. München: Psychologie Verlags Union.

Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst / Steinke, Ines (Hrsg.) (2013): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.

Glaser, Barney G. / Strauss, Anselm L. (2010): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung [Engl. Original 1967], Bern: Hans Huber.

Goffmann, Erving (1969): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: R. Piper& Co.

Greschke, Heike Mónica (2007): Bin ich drin? Methodische Reflektionen zur ethnografischen Forschung in einem plurilokalen, computervermittelten Feld. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8(3), Art 32.

Grochowska, Marta (2011): Ökonomische, soziale und räumliche Folgen der saisonalen Arbeitsmigration im Herkunftsgebiet am Beispiel der Region Konin (Polen). Potsdam: Universitäts-Verlag Potsdam.

Haraway, Donna (1996): Situiertes Wissen. Die Wissensfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Scheich, Elvira (Hrsg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg: Hamburger Edition, S.217-248.

Harper, Douglas (2013): Fotografien als sozialwissenschaftliche Daten. In: Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst / Steinke, Ines (Hrsg.). Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, S.402-416.

Hitzler, Ronald (1998): Posttraditionale Vergemeinschaftung. Über neue Formen der Sozialbindung. In: Berliner Debatte INITIAL, 9. Jg., H. 1/1998, S. 81-89.

Hitzler, Ronald / Honer, Anne / Pfadenhauer, Michaela (2008): Zur Einleitung: „Ärgerliche“ Gesellungsgebilde? In: Dies. (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnographische Erkundungen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 9-31.

Hitzler, Ronald / Honer, Anne / Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2008): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnographische Erkundungen. Wiesbaden: VS Verlag.

Honer, Anne (1993): Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.

Honer, Anne (2011): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag.

Hopf, Christel (2013): Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst / Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, S. 349-360.

Husserl, Edmund (1954): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Den Haag: Nijhoff.

Keupp, Heinrich (2000): Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft. Gemeindepsychologische Perspektiven. Berlin: Quintessenz Verlag.

Knoblauch, Hubert (1996): Kommunikative Lebenswelten. Zur Erkundung einer geschwätzigen Gesellschaft. Konstanz: UVK.

Legewie, Heiner (1991): Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst/ Keupp, Heiner/ von Rosenstiel, Lutz/ Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. München: Psychologie Verlags Union, S. 190-193.

Liebl, Franz / Nicolai, Claudia (2008): Posttraditionale Gemeinschaften in ländlichen Gebieten. In: Hitzler, Ronald / Honer, Anne / Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnographische Erkundungen. Wiesbaden: VS Verlag, S. 251-269.

Lindner, Katja (2014): Temporärisierung internationaler Arbeitsmigration in die EU zur Saisonarbeiterrekrutierung und zirkulären Migration sowie deren sozialen Konsequenzen am Beispiel Spaniens. In: Hunger, Uwe/ Pioch, Roswitha/ Rother, Stefan (Hrsg.): Migrations- und Integrationspolitik im europäischen Vergleich. Berlin: Lit Verlag, S. 19-53.

Lüders, Christian (2011): Gütekriterien. In: Bohnsack, Ralf / Marotzki, Winfried / Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Opladen: Barbara Budrich, S.80–83.

Luger, Kurt (2002): Alpenrap und Cybersherpas. In: Hepp, Andreas/ Löffelholz, Martin (Hrsg.): Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft. S. 667-695.

Maxwell, J. (2005): Qualitative Research Design: An Interactive Approach. Thousand Oaks: Sage.

Merkens, Hans (2013): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst / Steinke, Ines (Hrsg.). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, S.286-299.

Mohn, Bina E. (2010): Dichtes Zeigen beginnt beim Drehen. In: Heinzl, Frederike/ Thole, Werner/ Cloos, Peter/ Köngeter, Stefan (Hrsg.): Auf unsicherem Terrain. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. Wiesbaden: VS, S.153-169.

Niedzwiedzki, Dariusz (2012): European Identity of Polish Pendulum Migrants. In: Magdalena, Gora/ Zdzislaw, Mach: Collective Identity and Democracy in the Enlarging Europe. Frankfurt am Main: P. Lang, S. 139-160.

Prisching, Manfred (2008): Paradoxien der Vergemeinschaftung. in: Hitzler, Ronald/ Honer, Anne / Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnographische Erkundungen. Wiesbaden: VS Verlag, S.35–54.

Rosenthal, Gabriele (2011): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim: Juventa.

Salomon, Albert (2006): In Memoriam Ferdinand Tönnies (1855-1936). In: Swiss Journal of Sociology, 32(1), S.7-20.

Schändlinger, Robert (1998): Erfahrungsbilder. Visuelle Soziologie und dokumentarischer Film. Konstanz: UVK Medien.

Scheiber, Peter (1973): Der Österreichische Skilehrer. Eine empirische Berufsstudie. In: Ulmer, Ferdinand (Hrsg.): Beiträge zur alpenländischen Wirtschafts- und Sozialforschung. Folge 161. Innsbruck: Kommissionsverlag.

Schmidbaur, Marianne (2014): Saisonarbeit-Integration-Bildung. Sardische Industriearbeiterinnen in einem Großunternehmen in Hessen. In: Gag, Maren/ Schroeder, Joachim/ Zaccai, Claudia (Hrsg.): Die Pralinenpendlerinnen. Auf den Spuren sardischer Arbeitsmigrantinnen in einem Süßwarenunternehmen in Hessen. Münster: Waxmann.

Schulze, Gerhard (1993): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 3. Auflage. Frankfurt/Main; New York: Campus.

Schütz, Alfred (1971): Gesammelte Aufsätze. Band 1. Den Haag: Nijhoff.

Schütz, Alfred (1972): Gesammelte Aufsätze. Band 2. Den Haag: Nijhoff.

Schütz, Alfred (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Schütz, Alfred/ Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt. Band 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Soeffner, Hans-Georg / Zifonun, Darius (2008): Posttraditionale Migranten. Ein moderner Typus der Vergemeinschaftung. In: Hitzler, Ronald/ Honer, Anne /Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.). Posttraditionale Gemeinschaften: Theoretische und ethnographische Erkundungen. Wiesbaden: VS Verlag, S.285–309.

Spendlingwimmer, Florian (2007): Mythos: Ski- und Snowboardlehrer. Helden oder Sozialversager?. Wien; Berlin: Lit Verlag.

Steinke, Ines (2013): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst / Steinke, Ines (Hrsg.). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch, S.319–331.

Strübing, Jörg (2006): Theoretisches Sampling. In: Bohnsack, Ralf/ Marotzki, Winfried/ Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich Opladen, S. 153-156.

Strübing, Jörg (2008): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Tönnies, Ferdinand (2005/1979) Theorie der Gemeinschaft. In: ders. Gemeinschaft und Gesellschaft. 4. Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft [Orig. 1887], S. 3-33.

Van Leeuwen, Theo/ Jewitt, Carey (2001): Handbook of Visual Analysis. London: Sage.

von Unger, Hella (2014): Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen. In: von Unger, Hella / Narimani, Petra / M'Bayo, Rosaline (Hrsg.): Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden: Springer VS. S. 15-39.

Weber, Max (1998): Gesammelte Aufsätze. 7 Bände. Tübingen: UTB/ Mohr-Siebeck.

Whyte, William Foote (1996): Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienerviertels. Berlin: Walter de Gruyter.

Zeitungsartikel

Schweikle, Johannes: Penner im Tiefschnee. In: Die Zeit (2015), Nr. 12, S.65.

Internetseiten

Gemeindeamt St. Anton:

<http://www.st-anton.at/startseite.html> (Zugriff: 15.07.2015)

Ski Arlberg. Die offizielle Homepage von Ski Arlberg:

<http://www.skiarlberg.at> (Zugriff: 15.07.2015)

St. Anton am Arlberg:

<http://www.stantonamarlberg.com/de/winter> (Zugriff: 15.07.2015)

Eigenständigkeitserklärung

Ich versichere hiermit, dass ich die vorgelegte Masterarbeit eigenständig und ohne fremde Hilfe verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen verwendet und die den benutzten Quellen entnommenen Passagen als solche kenntlich gemacht habe. Diese Masterarbeit ist in dieser oder ähnlicher Form in keinem anderen Kurs und/oder Studiengang als Studien- oder Prüfungsleistung vorgelegt worden. Hiermit stimme ich zu, dass die vorliegende Arbeit von der Prüferin/dem Prüfer in elektronischer Form mit entsprechender Software überprüft wird.

München, den 20. Juli 2015

Ort, Datum

Unterschrift der Studierenden

Prof. Dr. Hella von Unger

Name der Betreuerin

Schönewolf, Carolin Christine

Name, Vorname Studierende

Übersicht über den Anhang auf CD-Rom

(1) Interviewleitfaden (Deutsch/Englisch)

(2) Transkriptionslegende

(3) Transkriptionen

Transkription Kalle

Transkription Liam

Transkription Rosa

(4) Daten Nebenwohnsitze St. Anton am Arlberg